

Museum für Volkskunde
Wien
BIBLIOTHEK

Nr.: 9421

Standort: N: 10

Bünfer

Was mir
der alte Mann erzählte
Märchen aus dem Burgenland



1

Was mir
der alte Mann erzählte

Märchen aus dem Burgenland

aufgezeichnet von

J. K. Bünker

mit einem Geleitwort von Max Mell
und einem Bildnis des alten Mannes

Volkvereins-Verlag GmbH. M. Gladbach

Inst. f. Dt. Volkskunde F. St. Mythenkunde	
Sachbez.:	1a
Inv. Nr.:	28

Monotypesatz und -guß, Druck und Einband durch die Volksvereins-Druckerei
M. Gladbach

Copyright 1929 by Volksvereins-Verlag GmbH., M. Gladbach
Printed in Germany

9421



Myth. Bibl. nr. 620

Inhalt

Widmung	9
1. Hasen-Hänschen	13
2. Zur unglücklichen Stunde	22
3. Pfefferkorn	29
4. König Brandmal	39
5. Die Kafenmühle	51
6. Bruder Liederlich	54
7. Die verwunschene Braut	61
8. Die Bettlerin	66
9. Die beiden Waisen	66
10. Der Husar	73
11. Dumm und noch dümmer	82
12. Der Zauberlehrling	85
13. Der weiße Wolf	93
14. Undank ist der Welt Lohn	102
15. Der General und seine Schwester	104
Nachwort	116

Widmung

An mein liebes Cöhnchen Waldemar!

Es war zur Zeit, als Du Deine ersten Höschen trugst, da kam an einem Sonntagnachmittag im Winter, als die weißen Schneeflocken lustig vom Himmel zur Erde herniedertanzten, der alte Mann zum erstenmal zu mir. Du schautest ihn mit Deinen großen blauen Augen verwundert an. Das dunkle Haar, das ihm wirr über die Stirne hereinfiel, und der große weiße Bart, der sein wettergebräuntes Gesicht umrahmte, sie haben Dir fast Angst gemacht. Und als ich die kräftigsten Register meiner Stimme zog, um mich dem armen tauben Mann verständlich zu machen, und er mit tiefer Stimme in seiner Mundart, von der Du ja kein Wort verstandest, mir Antwort gab, da begann Dir Dein kleines Herz bei unserem Dir ungeahnten Zwiegespräch wohl noch heftiger zu schlagen. Der alte Mann nahm dann an unserem Tische Platz und begann zu erzählen. Meine Feder aber raschelte flink über das Papier hin und zeichnete auf, was er sprach. Da sahst Du noch immer aus der Stubenede von Deinen Zinnsoldaten scheu zu ihm empor. Weißt Du's noch?

Wie er dann nach mehreren Stunden ging, da tratest Du zu mir heran und wolltest wissen, wer der alte Mann sei, und ob er doch nicht wiederkäme. Ich erzählte Dir hierauf, daß es ein gar armer, aber braver Mann sei, der jahraus, jahrein im Sonnenbrand und auch im Wettersturm mit dem großen Besen in der Hand die Straßen unserer schönen Stadt kehre. Tobias Kern heiße er, so sagte ich Dir weiter, und er sei schon über die sechzig Jahre alt, im Herzen

aber wäre er jung geblieben und habe sich ein Gemüt bewahrt, so heiter wie das eines Kindes. Und der alte Mann kenne an die hundert der schönsten Geschichten, die wolle er mir alle erzählen, wolle alle Sonntage den ganzen Winter hindurch kommen, und ich wolle sie mir alle aufschreiben.

Der alte Mann kam auch wirklich jeden Sonntag zur festgesetzten Stunde, und er erzählte, und ich schrieb. Da nahmst Du Dir dann einmal ein Herz und brachtest dem braven alten Mann ein Glas Wein und ein Stück Kuchen, das Dir Deine gute Mutter für ihn gab. Er küßte Dir dafür in warmer Dankbarkeit Dein kleines Händchen. Weißt Du's noch?

Da lächelst auch Du ihn freundlich an und warst ihm von dieser Zeit an gut. Und wenn wir durch die Gassen schritten, so suchten ihn Deine Augen, und wenn Du ihn erblicktest, so freutest Du Dich und warfdest ihm ein Kußhändchen zu.

Der fröhlich sprudelnde Märchenborn ließ sich aber nicht so rasch erschöpfen, und der alte Mann kam auch im zweiten und dritten Winter allsonntäglich wieder. Mittlerweile warst Du, mein liebes Kind, aber auch um ein paar Jahre älter und reifer geworden und fragtest mich oft, was mir der alte Mann heute erzählt habe. Da setzten wir uns denn einmal in die Sofaede am warmen Ofen, und ich erzählte Dir die Geschichte vom „Hasen-Hänschen“. Wie Du da laufstest! Weißt Du's noch?

Wenn dann deine Gespielen und Gespielinnen kamen: der heitere Danko und die sanfte Martha, der stille Hansi und die kluge Mariska und die Bera, die kleine Maus, da war es wohl Euer schönstes Vergnügen, wenn Ihr dichtgedrängt um mich herum saßet und ich Euch erzählte vom „Hasen-Hänschen“, vom starken „Pfefferkorn“, vom lustigen „Husaren“ und von den vielen Prinzen und Prinzessinnen, von den vielen Königen und Königinnen.

Dabei kam mir nun der Gedanke, die schönsten der vielen Märchen aus der schwer verständlichen Mundart in die Schriftsprache zu über-

tragen und sie in einem Buche herauszugeben, damit sich viele tausend andere Kinder ebenso erfreuen können wie Ihr an dem,
was mir der alte Mann erzählte.

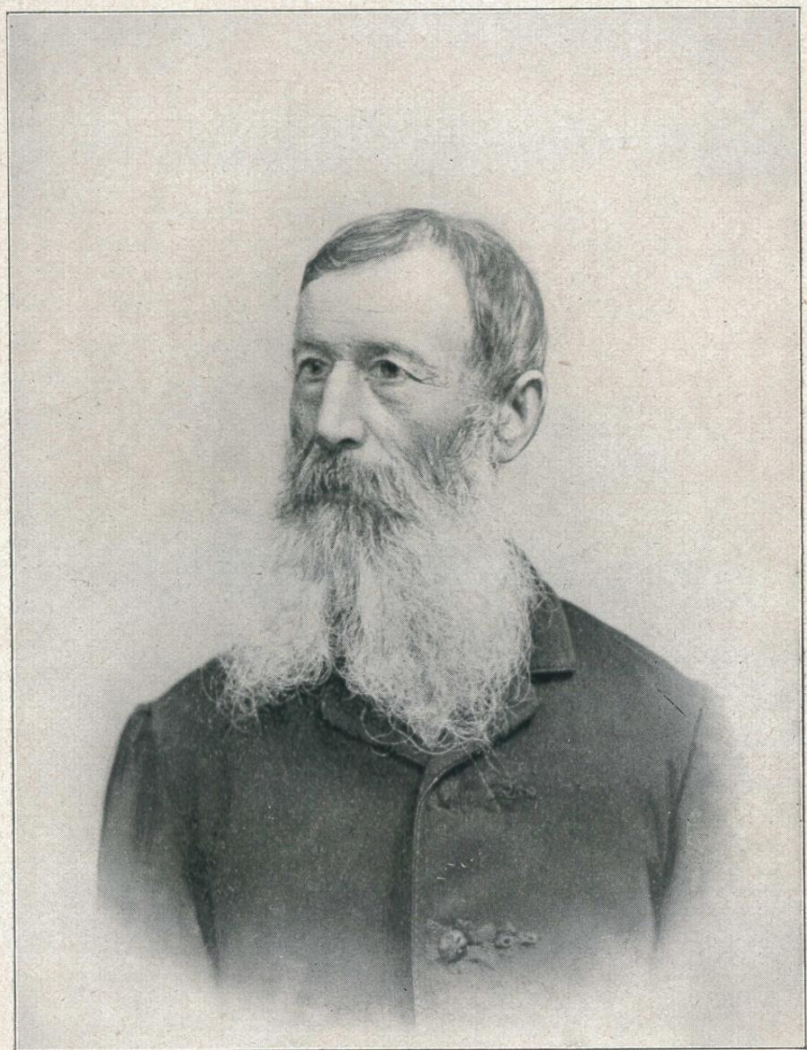
Damit alle Kinder, die diese Märchen einmal lesen werden, sich den alten Mann, aus dessen Munde ich die schönen Geschichten aufgezeichnet habe, vergegenwärtigen können, habe ich dem Titelblatte dieses Buches das Bild des alten Mannes anfügen lassen. Möge er ihnen ein ebensolch lieber Bekannter werden wie Dir, mein Kind!

Du aber bewahre ihn gut im Gedächtnis auch noch zu der Zeit, wenn er einmal nicht mehr unter uns weilen wird, und denke oft auch in späteren Jahren dankbaren Herzens jener schönen Stunden Deiner Kindheit, die Du dem verdankst,
was mir der alte Mann erzählte.

So mögen sie denn hinauswandern, die Märchen, in die weite Welt. Sie seien der lieben Jugend gewidmet und Dir, mein liebes Söhnchen, von Deinem

treuen Vater

J. R. Bünker.



1. Hasen=Hänschen

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Tochter. Er besaß auch einen Stall und darinnen eine Herde von dreihundert Hasen. Der König verstand aber auch ein wenig von der schwarzen Kunst und war nicht wenig stolz darauf.

Eines Tages ließ der König im ganzen Lande verkünden, daß derjenige seine Tochter zur Frau haben solle, der es vermöge, seine Hasenherde drei Tage zu weiden, ohne auch nur einen einzigen Hasen zu verlieren. Wer jedoch nur einen der dreihundert Hasen verliere, müsse diesen Verlust mit seinem Leben büßen.

Es meldeten sich in der ersten Zeit viele, um durch die Lösung dieser Aufgabe die Hand der schönen Prinzessin zu gewinnen. Doch jeder der Waghalsigen mußte sein Leben lassen, weil oft die ganze, manchmal die halbe Herde und hie und da auch nur einzelne Hänschen von der Hasenweide verschwanden. Nach und nach blieben die Freier aus, denn es wollte sich keiner mehr finden, der das gefährliche Wagestück unternehmen sollte.

Endlich meldete sich beim König noch ein junger Bauernbursche an. Der hieß Hans, doch weil er schmal und zart war, nannte man ihn allenthalben nur das Hänschen.

Der König zählte Hänschen die Hasen Stück für Stück vor und entließ ihn dann auf die Weide.

„Wenn dir aber auch nur ein Hase entspringt,“ warnte der König, „so wirst du um einen Kopf kürzer gemacht.“

Hänschen war wachsam, behielt seine Augen offen und achtete gut auf jedes Hänschen. Als es Mittag geworden war und sich die Hasen satt gefressen hatten, lagerten sie sich um ihren Hirten und begannen

zu schlafen. Hänschen dachte jetzt, daß dies die beste Zeit wäre, sein Mittagbrot zu verzehren. Er zog es aus seiner Tasche hervor und begann zu essen. Nachdem er es verzehrt hatte, streckte er sich auch ein wenig in das Gras. Doch als er nach kurzer Zeit ausblickte, waren alle seine Hasen verschwunden. Hänschen hatte keine Ahnung davon, daß sie sich alle schon zu Hause im Stalle befanden, und daß sie das Zauberwort des Königs dorthin gerufen hatte. Er wußte nur, daß er sterben müsse, wenn er ohne die Hasen nach Hause käme. Das wäre aber für Hänschen doch gar zu traurig gewesen, darum nahm er sich vor, zu fliehen.

Hänschen war in seiner Flucht noch nicht weit gekommen, da stieß er auf ein reißendes Wasser. Als er am Ufer desselben forteilte, hörte er vor sich eine angstvolle Stimme ertönen. Er eilte auf dieselbe zu, da sah er im rauschenden Wasser ein altes Mütterlein, das sich mühsam an einer Baumwurzel festhielt.

„Hilf mir,“ rief das Mütterlein, „ich helfe dir auch!“

Hänschen war zur Hilfe gern bereit. Er hielt sich mit einer Hand an einem Strauche fest, stellte sich dann tapfer in den reißenden Fluß und zog mit der anderen Hand das alte Mütterlein an das Ufer.

„Tausend Dank!“ sprach die alte Frau. „Ohne deine Hilfe, mein liebes Hänschen, hätte mich das böse Wasser wohl fortgewaschen. Zum Lohne für deine wadere Tat nimm dieses Pfeifchen. Wenn du damit pfeiffst, so wirfst du alle deine Hasen wieder vor dir schein, und wenn es dir sonst einmal schlecht geht, dann denke nur an mich, so werde ich gleich an deiner Seite stehen.“

Das alte Mütterchen ging hierauf ihre Wege, und Hänschen kehrte auf die Hasenweide zurück. Dort setzte er das Pfeifchen an seinen Mund und tat einen lauten Pfiff. Da waren die Hasen auch schon alle wieder da.

Abends trieb Hänschen die Hasenherde nach Hause. Als ihn der König mit den Hasen herankommen sah, wollte er seinen Augen kaum trauen, denn er glaubte, die Herde wäre schon längst im Stalle. In

der Hoffnung, daß doch einer der Hasen abhanden gekommen sein dürfte, zählte der König die Hasen Stück für Stück, doch fehlte kein einziger.

„Nein,“ murmelte der König ärgerlich vor sich hin, „das zu tun war noch keiner imstande.“ Dem einfachen Bauernburschen wollte er aber seine Tochter nicht zur Frau geben, darum sprach er zu Hänschen: „So leichten Kaufes sollst du die Prinzessin nicht bekommen. Du mußt, bevor ich sie dir gebe, die Hasen noch zweimal auf die Weide treiben.“

Auch die Prinzessin war zu stolz, das arme Hänschen zu heiraten, darum kleidete sie sich am anderen Tage in fremdländische Kleider, damit man sie nicht erkennen sollte, setzte sich auf einen Esel und ritt hinaus zu Hänschen auf die Hasenweide.

„Ach,“ sprach sie zu Hänschen mit verstellter Stimme, „gib mir einen von deinen Hasen.“

„Nein,“ antwortete Hänschen, „das darf ich nicht.“

„Ich will dir aber soviel Geld geben, als du nur tragen kannst,“ sprach die Prinzessin und leerte einen Sack voll Dukaten vor Hänschen aus.

Wohl stachen die funkelnden Goldstücke Hänschen in die Augen, doch nahm er sich vor, vorsichtig zu sein, denn er ahnte, daß es die Prinzessin sei, die vor ihm stand.

„Die Hasen gehören dem König,“ erwiderte er, „und wenn mir nur einer fehlt, so kostet es mich mein Leben.“

„Wenn du mir nur einen gibst,“ flehte die Prinzessin, „so wird dies der König nicht merken.“

Hänschen war in großer Not. Er konnte den lieblichen Bitten der schönen Prinzessin kaum widerstehen. Da kam ihm ein schalkhafter Einfall.

„Gut,“ sprach er, „ich will dir einen von des Königs Hasen geben, aber nur unter der Bedingung, wenn du deinem Esel drei Küsse gibst.“

„Für einen Hasen ist dies doch zuviel verlangt,“ sprach die Prinzessin erboht, und sie dachte im stillen bei sich, was wohl die Leute dazu sagen würden, wenn sie hörten, daß die stolze Königstochter eines Hasen wegen den Esel geküßt habe. Sie setzte sich zornig auf den Esel und eilte fort. Der Gedanke aber, daß sie die Frau dieses einfältigen Hasen-Hänschens werden sollte, ließ ihr keine Ruhe. Eher wollte sie doch dem Esel die drei Küsse geben. Sie wendete um und ritt zu Hänschen zurück.

„Ich will tun,“ sprach sie zu ihm, „was du verlangst hast.“

Die Prinzessin stieg ab, kniete sich vor dem Esel in das Gras, spitzte ihr Mündchen und gab dem Esel drei Küsse auf sein großes Maul. Der Esel schüttelte sein graues Haupt. Das war ihm auch noch nicht widerfahren, daß ihn jemand und jetzt gar eine Königstochter geküßt hätte.

Hänschen aber steckte der Prinzessin einen Hasen in einen Sack. Sie band ihn sorgsam zu, legte ihn dann vor sich auf den Esel und ritt heim. Sie war aber noch nicht weit gekommen, da tat Hänschen mit seiner Pfeife einen Pfiff. Da verschwand der Hase aus dem Sack, ohne daß die Prinzessin es merkte, und war wieder bei Hänschen auf der Weide.

Zu Hause angekommen, eilte die Prinzessin freudig zu ihrem Vater, dem Könige.

„Nach vielen Bitten“, sprach sie, „hat er mir doch einen Hasen gegeben, und ich muß nun den einfältigen Hasenhüter doch nicht zum Manne nehmen.“

Die Prinzessin schämte sich, es zu sagen, daß sie für den Hasen den Esel küssen mußte. Sie band eilig den Sack auf, doch wie erstaunte sie, als sie ihn leer fand und der Hase daraus verschwunden war.

„Vater,“ sprach sie erbleichend, „dieses Hasen-Hänschen werde ich doch zum Manne nehmen müssen, denn es versteht mehr von der schwarzen Kunst als wir.“

Das wollte aber der König nicht zugeben, daß ihm jemand überlegen sei. Er verkleidete sich darum am dritten Tage ebenfalls, setzte sich auch auf den Esel und ritt jetzt selbst hinaus zu Hänschen auf die Hasenweide.

„Ei,“ sprach er mit veränderter Stimme, „gib mir einen von deinen Hasen.“

„Nein,“ entgegnete Hänschen, „das darf ich nicht.“

„Ich will dir aber soviel Geld geben, als du nur tragen kannst,“ sagte der König, und auch er leerte einen Sack voll Dukaten vor Hänschen aus.

Hänschen ahnte, daß der König vor ihm stehe.

„Die Hasen gehören dem König,“ sprach er, „und wenn mir nur einer fehlt, so kostet es mich mein Leben.“

„Wenn du mir nur einen gibst,“ bat der König, „so wird er dies nicht merken.“

Nun, dachte Hänschen, was die Prinzessin getan, das würde zu tun der König sich nicht überwinden.

„Gut,“ sprach er darum, „du sollst einen von des Königs Hasen haben, aber nur unter der Bedingung, wenn du deinem Esel drei Küsse geben willst.“

„Dummer Junge,“ polterte da der König, „einen solchen Handel gehe ich nicht ein.“ Dabei dachte auch er sich im stillen, was wohl seine Minister, Generäle und sonstigen Hohen des Reiches sagen würden, wenn sie hören sollten, daß sich seine königliche Majestät so weit vergessen habe, wegen eines Hasen einen Esel zu küssen. Zornig bestieg er den Esel und ritt fort. Da gedachte er aber wieder seiner Tochter, die dieses armselige Hasen-Hänschen heiraten müsse, wenn er keinen Hasen von ihm bekomme. Er kehrte zu Hänschen zurück.

„Ich will tun,“ sprach er zu ihm, „was du verlangt hast.“

Der König stieg ab, faßte den dicken Kopf des Esels mit beiden Händen und drückte ihm drei Küsse auf das Maul.

Der Esel schüttelte heute sein Haupt noch kräftiger als gestern.

Solch hohe Ehre war ihm noch nicht und auch keinem anderen Esel widerfahren.

Hänschen band dem König einen Hasen in den Sack. Als der König damit ein gutes Stück fortgeritten war, rief Hänschen mit seiner Pfeife den Hasen wieder zurück, der König aber merkte dies nicht und ritt frohgemut nach Hause. Die Prinzessin harrete seiner schon mit Ungeduld.

„Da hab' ich den Hasen im Sack,“ rief der König seiner Tochter lachend zu, „und ich bin sicher, daß er mir nicht entkommen ist.“

Der König öffnete den Sack. Er war leer. Der König wollte seinen Augen nicht trauen. Er schüttelte den Sack, wendete ihn in seiner Erregtheit hin und her, doch alles war umsonst, der Hase war verschwunden.

„Sieh, Vater,“ sprach die Königstochter lachend, „es ist dir doch auch nicht besser ergangen als mir.“

Der König aber fuhr sich mit beiden Händen zornig in die Haare.

„Hätte ich doch das eine nicht getan,“ rief er, „daß ich den Esel geküßt, um den Hasen zu bekommen!“

„Väterchen,“ sprach jetzt die Prinzessin tröstend, „ich will es dir nur gestehen, daß es mir auch nicht besser erging, denn auch ich mußte den Esel küssen.“

„Also auch du?“ fragte der König grimmig. „Dafür soll der unverschämte Hasenhüter büßen.“

„Vater,“ sprach warnend die Prinzessin, „das Hasen-Hänschen hat es uns schon zum drittenmal bewiesen, daß es uns mit einer Kunst überlegen ist. Ich fürchte darum, daß er uns noch mehr Arger verursachen wird, wenn du ihn noch länger hinhalten willst.“

„Er muß büßen!“ rief der König zornig. „Und nie und nimmer wird er dich zum Weibe bekommen, denn morgen um diese Zeit ist er schon tot.“

Der König befahl, daß der größte Saal in seiner Burg bis zum Abend mit Brot gefüllt werden müsse. Die Bäcker wurden ange-

wiesen, zu baden soviel sie nur vermochten. Als der Abend kam, war der Befehl des Königs ausgeführt und der größte Saal bis an die Decke mit Brot gefüllt worden. Da kam Häschen mit seiner Hasenherde nach Hause. Der König stand am Tore und zählte sie wieder einen nach dem anderen. Es fehlte kein einziger.

„Häschen,“ redete ihn der König an, „du hast deine Aufgabe gelöst, doch kann ich dir meine Tochter erst dann zur Frau geben, wenn du noch dreimal zu erfüllen vermagst, was ich dir befehle.“

„Herr König,“ sprach Häschen schalkhaft lächelnd, „wenn es Euch recht ist, will ich die Hasen gerne noch dreimal auf die Weide treiben. Ich habe gestern und heute einen Hasen verschenkt und, seht, es fehlt doch keiner aus der Herde.“

Der König sah jetzt wohl, daß Häschen ihn und seine Tochter trotz der Verkleidung erkannt hatte, und er wurde rot vor Zorn und Scham. Doch mäsigte er sich und tat, als ob er es nicht wüßte.

„Häschen,“ sprach der König, „du wirst hungrig sein, darum habe ich dir ein reichliches Mahl bestellt.“

Er führte Häschen in den großen Saal, der mit Brot gefüllt worden war.

„Siehe, hier hast du zu essen genug,“ sprach der König, „doch merke, wenn du dieses Brot bis morgen früh nicht bis zum letzten Laib aufgezehrt hast, so mußt du sterben.“

Jetzt verging dem armen Häschen das Lachen. Er wurde in den Saal hineingeschoben, dann versperrte der König die Thür, und Häschen war allein. Er zog sein Messer hervor, schnitt einen der großen Laibe an und begann zu essen. Er aß soviel er nur konnte, doch war er nicht einmal imstande, diesen einzigen Laib zu verzehren. Da wurde ihm bang, und er begann zu weinen, denn er sah, daß er morgen früh werde sterben müssen, wenn der König kommen und den Saal nicht leer finden würde. Auf einmal gedachte er des alten Mütterlein, das er aus dem Wasser gezogen und das ihm die Pfeife geschenkt hatte.

„O, meingutes Mütterlein, komm und hilf mir!“ rief er in seiner Not.

Da war das alte Mütterlein auch schon da.

„Was wünschest du von mir, mein Kind?“ fragte es.

„Ach sieh,“ antwortete Hänschen, „der König gebot mir, bis morgen früh diese Tausende von Broten zu essen, und wenn er den Saal nicht leer findet, so will er mir den Kopf abschlagen lassen.“

„Tröste dich, mein Kind,“ sagte die Alte freundlich, „die Brote kann ich brauchen, und der König soll den Saal leer finden.“

Hierauf zog sie ein Stäbchen aus ihrem Kleide hervor, öffnete damit die Türe des Saales, da kollerten die Laibe einer nach dem anderen hinaus und über die Stiege hinunter und immer fort, dorthin, wo sie die Alte haben wollte. Dann verschloß sie die Tür und war verschwunden.

Zeitig morgens begann Hänschen an der Tür zu klopfen. Der König kam.

„Du wirst nicht mehr lange poltern,“ sprach der König, „wenn du das Brot nicht bis zum letzten Krümchen gegessen hast.“

Er schloß die Tür auf, wie war er aber erstaunt, als er den Saal leer fand!

„Wohin ist das Brot gekommen?“ fragte der König.

„Gegessen habe ich es, Herr König,“ lachte Hänschen. „Merkt Ihr es meinem Bäuchlein nicht an, daß es runder geworden ist?“

Der König schüttelte den Kopf, er wußte sich die Sache nicht zu erklären. Hänschen mußte an diesem Tage die Hasen nicht mehr hüten. Er konnte tun, was er wollte, und essen und trinken, was ihm beliebte.

Tagsüber wurde auf den Befehl des Königs der große Saal mit lauter Schinken gefüllt. Alle Fleischer und Selcher der Stadt mußten ihren Vorrat an Schinken liefern, damit der Saal gefüllt werden konnte. Abends befahl der König Hänschen zu sich und führte ihn in den Saal.

„Heute“, sprach der König, „habe ich dir zum Brot die Schinken bringen lassen. Lasse sie dir gut schmecken, doch vergiß nicht, daß du sterben mußt, wenn auch nur einer übrigbleibt.“

Hänschen war heute froheren Mutes als den Abend zuvor, da er ja sicher war, daß ihm das alte Mütterlein wieder helfen werde. Erst aß er sich satt, dann rief er es herbei.

„Mein liebes Mütterlein,“ sprach er, „komm und hilf mir!“

Das Mütterlein erschien.

„Was wünschst du von mir, mein Kind?“ fragte es wieder.

„Der König befahl mir,“ sprach Hänschen, „diese Unmasse von Schinken zu verzehren, und wenn er morgen früh den Saal nicht leer findet, so muß ich sterben.“

„Die vielen Schinken kann ich gut verwenden,“ sprach die Alte. Dann nahm sie wieder ihr Stäbchen hervor, öffnete die Türe, und wie auf ein Kommando wanderten die Schinken fort, als ob sie Füße bekommen hätten. Mit dem letzten Schinken verschwand auch das Mütterlein.

Frühmorgens pochte Hänschen wieder an der Tür. Als der König kam, fand er den Saal wieder leer.

„Es scheint fast,“ dachte er bei sich, „als ob ich diesem Hänschen wirklich nicht gewachsen wäre.“

Der König ließ Hänschen jetzt ein prächtiges Zimmer anweisen und ihn mit köstlichen Speisen versehen.

In der kommenden Nacht sollte Hänschen die letzte Probe bestehen. Der König ließ den Saal zum drittenmal füllen, und zwar diesmal mit Wein. Die Fässer lagen aufeinander geschichtet und reichten bis zur Decke des Saales. Abends führte ihn der König wieder dorthin.

„Heute“, sprach er zu Hänschen, „bekommst du zum Brot und den Schinken den Wein. Trinkst du ihn aber nicht bis zum letzten Tropfen aus, so ist es um dich geschehen.“

Hänschen nippte da und dort, und vom besten Wein nahm er

einen herzhaften Schluck. Ein Fäßchen auszutrinken fiel ihm aber gar nicht ein. Er rief das alte Mütterlein wieder herbei.

„Liebes Mütterlein,“ rief er, „komm und hilf mir!“

„Was wünschst du von mir, mein Kind?“ fragte die Alte, als sie erschienen war.

„Ach,“ antwortete Häschen, „der König will, daß ich über Nacht den Wein, der in diesen Fässern ist, austrinken soll, und wenn sie morgen früh nicht leer sind, soll ich mein Leben lassen.“

„Für den Wein habe ich gute Verwendung,“ sagte das Mütterlein. Es tippte mit seinem Stäbchen an die Fässer, da begannen sie auszufließen, und der Wein rann in einem Bächlein zur Tür hinaus bergauf, talab, wie es eben kam.

„Wennes dir einmal schlecht ergehen sollte,“ sprach das Mütterlein beim Abschiede, „so denke an mich.“ Dann verschwand es.

Als der König kam, fand er alle Fässer leer. Auch nicht ein Tropfen floß heraus. Da führte er Häschen zur Prinzessin.

„Ich sehe jetzt,“ sprach der König, „daß du mehr verstehst als Purzelbäume zu schlagen, ja, ich bekenne sogar, daß du mehr kannst als ich. Du wirst deshalb das Land auch besser zu regieren vermögen als ich. Ich übergebe dir hiermit den Thron und meine Tochter zur Frau. Du kannst von jetzt an König sein.“

Häschen regierte glücklich und weise, und wenn er wirklich einmal in Not war, so rief er nur das alte Mütterchen herbei. Das verkehrte ihm alles Ungemach in Glück und Bönne.

2. Zur unglücklichen Stunde

Es war einmal ein armer Müllerbursche, der diente bei einem reichen Müllermeister. Die Tochter des Müllers war dem braven Burschen gut und hätte ihn auch gerne zum Manne genommen, doch davon wollte ihr Vater nichts wissen, weil der Bursche arm war.

Um ihn los zu werden, gab ihm der Müllermeister hundert Gulden

und sagte ihm, er solle damit zur glücklichen Stunde reisen, dort könne er sich Glück und Reichthum holen, dann wolle er ihm seine Tochter zur Frau geben. Er gab ihm auch den Weg an, den er zu gehen hatte. Er nannte ihm drei Königreiche, durch die er wandern, und ein Meer, über das er fahren müsse. Das war aber der Weg zur unglücklichen Stunde, und von dort ist noch niemand zurückgekehrt.

Der Müllerbursche reiste und kam in das erste Königreich. Als er dort sagte, daß er zur glücklichen Stunde reisen wolle, wurde er vor den König geführt.

„Ich besitze einen Baum,“ sagte zu ihm der König, „der blüht alle Jahre gelb, aber er bringt keine Frucht. Frag an, mein Sohn, wenn du zur glücklichen Stunde kommst, was für eine Verwandtnis es mit diesem Baume hat. Bringst du mir Aufschluß, so will ich dich reichlich belohnen.“

Der König versah ihn mit Reisegeld, damit er weiterwandern konnte. Er kam glücklich in das zweite Königreich. Auch dort wurde er vor den König geführt.

„Ich habe einen Baum,“ sagte dieser, „der blüht alle Jahre weiß und bringt aber keine Frucht. Frage an, mein Sohn, wenn du zur glücklichen Stunde kommst, woran dies liegt. Bringst du mir gute Nachricht, so wird es dein Schaden nicht sein.“

Auch von diesem König bekam er ein stattliches Reisegeld.

Schließlich kam er zum dritten König.

„Mir wurde vor zwanzig Jahren ein Töchterchen geraubt,“ sagte der König, „das damals drei Jahre alt war. Frag an, wenn du zur glücklichen Stunde kommst, was aus dem Mädchen geworden ist. Kannst du mich mit guter Nachricht erfreuen, wenn du wiederkommst, so will ich dich königlich belohnen.“

Reichlich war auch hier das Geld, das er zur Weiterreise bekam.

Nach langer Wanderschaft kam er an das Meer. Dort stand vor einem Schilderhaus ein Soldat, der fragte ihn, wohin er reise.

„Ich reise zur glücklichen Stunde,“ antwortete der Müllerbursche.
„Oh, so frage doch dort an,“ bat die Schildwache, „wie ich abgelöst werden kann. Ich stehe hier schon hundert Jahre, bekomme nichts zu essen und nichts zu trinken und niemand löst mich ab.“

Der Posten wies ihm ein Schiffchen an, das fuhr so schnell durch die Wellen, daß der Müllerbursche in wenigen Augenblicken dasjenige Ufer des Meeres erreicht hatte.

Als er dort angekommen war, stieß er gar bald an ein Wasser, das sich fortwährend im Kreise drehte. Darauf schwamm ein Häuschen mit Blitzesschnelle. Als es zum neuntenmal an ihm vorbei kam, gewahrte er erst die Fenster daran, und als es zum zehntenmal wiederkehrte, blieb es stehen. Da trat ein feines Fräulein aus dem Hause und legte eine Brücke heraus, damit er eintreten konnte. Sie fragte ihn erstaunt, was er hier suche.

„Ich reise zur glücklichen Stunde,“ gab der Müllerbursche zur Antwort, „und hoffe, daß ich endlich am Ziele meiner Reise angelangt bin.“

„Der Ort, wo du dich befindest, wird nicht die glückliche, sondern die unglückliche Stunde genannt,“ antwortete das Mädchen, „und hier gibt es nur Tod und Verderben für jeden Menschen.“

„Oh, dann bin ich betrogen und ins Elend geschickt worden,“ sagte der Müllerbursche traurig und erzählte dem Mädchen, daß ihn der geizige Vater seiner Braut hierher geschickt habe, um Reichthum und Glück zu holen.

„O du armer Junge, da weißt du also nicht, daß hier ein wilder Riese lebt, der ein Menschenfresser ist! Ich will jedoch beachten, dich zu erretten, darum sage mir, was du sonst noch an Wünschen im Herzen trägst.“ So sprach das schöne Mädchen freundlich.

Da erzählte der Müllerbursche von den Wünschen der drei Könige und von dem verwünschten Posten und sagte, daß er ihnen die erbetenen Aufschlüsse bringen solle.

Das Mädchen hörte ihm aufmerksam zu und merkte sich jedes Wort genau. Hierauf sagte sie dem Müllerburschen, daß er sich unter dem Bette des Riesen verstecken solle. Dort werde er ihn am wenigsten suchen.

Kaum hatte sich der Bursche verborgen gehabt, so kam der Riese schon mit Ungestüm daher:

„Ich riech, ich rieche Menschenfleisch,
Hast du solches, ich freß es gleich!“

So rief er dem Mädchen zu, als er eintrat.

„Wie sollte sich hierher in unsere Einsamkeit ein Mensch verirren?“ antwortete das Mädchen. „Du hast wohl erst vor kurzer Zeit einen Menschen verzehrt und davon trägst du den Geruch noch in der Nase.“

„Ja,“ antwortete der Riese, „du magst recht haben, ich habe erst vor ein paar Stunden einen gefressen.“

Der Riese war müde und begab sich zur Ruhe. Das Mädchen aber wachte in ihrem Bette, und auch der Müllerbursche unter dem Bette schloß kein Auge. Als der Riese bereits eine Weile schlief, weckte ihn das Mädchen und sprach:

„Mir hat geträumt, ein König besitze einen Baum, der blüht jedes Jahr gelb, trägt aber niemals eine Frucht; kann dies möglich sein?“

„Ja,“ lachte der Riese, „wenn der König es nur wüßte! Soweit die Wurzeln dieses Baumes reichen, steht er auf Gold.“

Nach einer Stunde weckte sie ihn wieder.

„Was willst du denn schon wieder?“ brummte der Riese.

„Ich war im Traume bei einem zweiten König, der hat einen Baum, der blüht jedes Jahr weiß und trägt auch keine Früchte.“

„Du Narrchen,“ sprach der Riese, „kannst du dir denn dies nicht erklären? Soweit die Wurzeln dieses Baumes reichen, steht er auf Silber.“

Der Riese schlief bald wieder ein, aber nach einer Stunde weckte ihn das Mädchen zum drittenmal.

„Störst du meinen Schlaf schon wieder?“ polterte der Alte.

„Ich habe wieder geträumt und muß dir auch dies anvertrauen. Mir träumte, einem König wurde vor zwanzig Jahren ein Töchterlein gestohlen, als es drei Jahre alt war.“

„Das bist du, mein Täubchen. Damals hatte ich noch Macht auch jenseits des Meeres und habe dich mir geholt.“

Nach einer weiteren Stunde weckte ihn das Mädchen zum letztenmal.

„Sei mir nicht böse, daß ich dich noch einmal wecke,“ sprach sie. „Ich hatte noch einen Traum, der ist so merkwürdig, daß ich ihn dir auch erzählen muß. Mir träumte, jenseits des Meeres stehe ein Posten auf Wache schon hundert Jahre, ohne daß er zu essen oder zu trinken bekäme, und es löst ihn niemand ab.“

„Wenn der jemanden sieht,“ antwortete der Riese, „so braucht er nur zu sagen: Holla, abgelöst! Dann kann er gehen, wohin er will. Und siehst du, mein Kind,“ murmelte der Riese schon halb im Schläfe weiter, „wenn du die Macht dazu hättest, könntest du dies jedem der Könige und auch dem armen Soldaten erklären. Du könntest dich auch auf meinen Rappen setzen, der geht über das Meer so schnell wie auf dem trockenen Lande. Und wenn ich dich verfolgen wollte, so müßtest du nur den Pferdekamm fallen lassen. Ich müßte ihn mir vom Meeresgrunde holen. Während dieser Zeit kämst du schon ein gutes Stück weiter. Wenn du dann den Striegel fallen ließeest, müßte ich ihn auch suchen. Und wenn du den Puzlappen in einen Stein wickeln würdest und ihn auch fallen ließeest, so müßte ich auch den mir holen. Bis ich ihn gefunden hätte, wärest du schon jenseits des Meeres und meiner Macht entronnen.“

Frühmorgens, als der Tag kaum graute, verließ der Riese sein Haus. Der Müllerbursche hatte aber unter dem Bette alles so gut gehört wie das Mädchen, welches nun wußte, daß es eine Königstochter sei. Sie holten rasch den Rappen des Riesen aus dem Stalle, nahmen das Puzzeug zu sich und setzten sich beide auf das Pferd.

Das raste über die Wellen des Meeres dahin, daß das Wasser hoch aufspritzte. Der Riese aber witterte gar bald mit seiner großen Nase die Spur der Fliehenden und setzte ihnen nach.

Als er ihnen nahe kam, ließen sie den Kamm fallen. Während er ihn auf dem Grund des Meeres suchte, kamen sie ein tüchtiges Stück vorwärts.

Als er sie zum zweitenmal beinahe eingeholt hatte, ließen sie den Striegel fallen. Der Riese mußte darum wieder auf den Meeresgrund tauchen, und sie kamen dem Lande wieder ein Stück näher.

Und als der Riese zum drittenmal nahe hinter ihnen war, ließen sie den Lappen, in den sie einen schweren Stein gebunden hatten, fallen. Bis er den gefunden hatte, waren sie am Ufer angelangt und der Macht des Riesen entflohen.

Sie kamen zu dem verwunschenen Posten.

„Wenn du jemanden erblickst,“ sagte der Müllerbursche zu ihm, „so brauchst du nur zu rufen: »Holla, abgelöst«. Dann kannst du gehen, wohin du willst.“

Sie kamen dann zu dem König, dem das Töchterlein gestohlen worden war.

„Majestät,“ sprach der Müllerbursche, „hier bringe ich Euch Eure langvermißte Tochter.“

Die Königstochter aber fiel auf ihre Knie und sprach: „Danken wir Gott, der uns durch diesen braven Burschen wieder vereinigt hat!“

Der König und die Königin umarmten ihre wiedergefundene Tochter und weinten vor Freude. An einem Male, das sie auf der Brust trug, haben sie sie wiedererkannt.

Der König schenkte dem Müllerburschen zwei Kasse und einen Wagen und ließ zwei Kisten voll Geld darauf laden. Der Bursche bedankte sich, schenkte der Prinzessin den Rappen als Reitpferd und verabschiedete sich dann.

Er kam zum anderen König.

„Majestät,“ sprach er zu ihm, „soweit die Wurzeln des Baumes reichen, steht er auf Silber.“

Der Bursche mußte beim König bleiben, bis dieser sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugt hatte. Als sie wirklich das feinste und weißeste Silber unter dem Baume in großer Menge gefunden hatten, ließ ihm der König noch zwei Pferde vor den Wagen spannen und füllte ihm den Wagen bis zur Hälfte mit Silber.

So fuhr er denn mit vier Pferden zum nächsten König.

„Majestät,“ sprach er diesen an, „soweit die Wurzeln des Baumes reichen, steht er auf Gold.“

Der Bursche mußte auch hier wieder bleiben, bis der Baum ausgegraben war und man auf das Goldlager stieß.

Der König ließ ihm den Wagen mit Gold beladen, soviel nur Platz hatte, und spannte ihm zwei weitere Pferde davor. Jetzt fuhr er also mit sechs Pferden der Heimat zu.

Als der alte Müller das viele Geld und die Menge an Gold und Silber sah, hatte er nichts mehr gegen die Verheiratung seiner Tochter mit dem Müllerburschen einzuwenden. Die Hochzeit wurde auch mit großer Festlichkeit begangen.

Den Müller plagte aber der Neid um den großen Reichtum seines Schwiegersohnes fortwährend. Schließlich entschloß er sich, auch auf die Wanderschaft zu gehen, um sich dort Geld und Silber und Gold zu holen, wo es der Müllerbursche bekommen.

Er kam zum ersten König. Der fragte ihn, wohin er reise.

„Zur unglücklichen Stunde,“ antwortete der Müller.

„Du willst uns wohl Unheil von dir bringen?“ herrschte ihn der König an und ließ ihn aus der Stadt treiben.

Er kam zum zweiten König.

„Wohin reisest du?“ fragte ihn dieser.

„Zur unglücklichen Stunde,“ gab der Müller zur Antwort.

„Nehmt ihn“, befahl der König seinen Dienern, „und setzt ihn vor das Thor.“

Er kam zum dritten König. Der ließ ihn gar mit Stecken aus der Burg jagen, als er hörte, daß der Müller zur unglücklichen Stunde wolle, wo seine Tochter zwanzig Jahre in der Gewalt des Riesen war und ihm wie eine Magd dienen mußte.

Zum Schlusse kam der Müller zu dem einsamen Schilderhaus am Meere. Kaum hatte ihn der Soldat erblickt, so rief er mit lauter Stimme: „Holla, abgelöst!“

Der Müller mußte ihn ablösen und steht auch heute noch dort, wenn er mittlerweile nicht auch schon abgelöst worden ist.

3. Pfefferkorn

In einem Walde hausten einst sechs Riesen und wohnten dort in einem großen Schlosse. In den Dörfern rundum raubten und stahlen sie allenthalben viel, so daß man sie überall sehr fürchtete. Einer armen Bäuerin, die eine Witwe war, nahmen sie ihre einzige Tochter. Es war dies ein braves Mädchen, auf das sich die Mutter schon verlassen konnte. Die arme Witwe stand jetzt ganz allein und trauerte und weinte viel um ihr Kind.

Eines Tages kam eine alte Bettlerin zur Bäuerin und bat um ein Almosen. Die Witwe gab ihr ein Löffchen Milch und ein Stück Brot.

„Warum seid Ihr denn immer so traurig, liebe Frau?“ fragte die Bettlerin, als sie die Milch getrunken und das Brot gegessen hatte.

„Ach,“ antwortete die Witwe, „ich hatte eine Tochter von achtzehn Jahren, die ist mir von Riesen gestohlen worden.“

„Die Tochter kann ich Euch noch nicht zurückbringen,“ sprach die Bettlerin, „wenn Ihr aber ein zweites Kind bekommen wollt, so kann ich Euch dazu verhelfen. Nehmt dieses Pfefferkorn und geht damit morgen früh in Euren Garten, und wenn die Sonne aufgeht, setzet den Kern in die Erde und sprecht dabei:

Ich pflanze einen Pfefferkern,
Ein kleines Knäblein hätt' ich gern.“

Das Pfefferpflänzlein ging auf, und die Witwe bekam nach drei Vierteljahren ein kleines Knäblein. Der Knabe bekam in der Laufe den Namen Pfefferkorn. Als er größer geworden war, war er unter seinen Kameraden der stärkste, so wie das Pfefferkorn unter den Gewürzen das stärkste ist. Als der Knabe zwölf Jahre alt und noch ein Schüler war, ging er eines Tages mit seinen Mitschülern aus der Schule. Da trieb gerade der Hirte die Herde heim. In der Herde aber befand sich ein wilder Stier, der jeden niederrannte, der ihm in den Weg kam. Alle Kinder flüchteten sich in die Schule zurück, nur Pfefferkorn blieb draußen auf der Straße stehen. Da rannte der Stier brüllend auf ihn zu. Pfefferkorn aber erhob seine Faust, und als der Stier nahe war, schlug er ihm mit solcher Wucht auf den Kopf, daß der Stier tot zu Boden fiel.

Pfefferkorn wurde siebzehn Jahre alt und war stärker als der stärkste Riese. Da erzählte ihm eines Tages seine Mutter, daß er eine Schwester habe, die noch vor seiner Geburt durch die Riesen geraubt worden war.

„Mutter,“ sprach Pfefferkorn, „ich will dir sie heute noch bringen.“

Er ging zum Schmied und ließ sich an seinen Stoß ein Beil machen, das war hundertzwanzig Zentner schwer. Damit ging er in den Wald zu den sechs Riesen. Er fand das Thor zum Schlosse der Riesen versperrt, doch ein kräftiger Stoß mit seinem Stoße öffnete es. Er trat in das Schloß ein und kam in die Küche. Dort fand er eine Frau, die hatte einen eisernen Reifen um den Leib, und daran hing eine achtzehn Klafter lange Kette, an der sie festgekettet war.

„Junger Mensch,“ sprach das Weib, als sie Pfefferkorn sah, „fliehe von hier, sonst ist es um dein Leben geschehen! Es wohnen sechs Riesen hier, die können jeden Augenblick kommen.“

„Fürchte dich nicht,“ antwortete Pfefferkorn, „die Riesen sollen in mir auch noch ihren Herrn kennenlernen. Und daß ich dir es gleich sage, ich bin dein Bruder und will dich aus der Gewalt der Riesen befreien.“

Darauf erfaßte er die Kette und riß sie entzwei, als ob es nur ein Zwirnfaden gewesen wäre.

„So, jetzt bringe mir etwas zu essen,“ sprach Pfefferkorn, „denn ich bin hungrig geworden.“

Während er es sich gerade recht gut schmecken ließ, kamen die Riesen.

„Oh, grüß dich Gott!“ riefen die Riesen. „Wir haben geahnt, daß du uns einmal besuchen wirst.“

Er reichte jedem die Hand und drückte so kräftig, daß ein jeder laut hätte aufschreien mögen, wenn er sich nicht geschämt hätte.

„Zu dem Fleisch, das du issest, brauchst du doch auch Brot,“ sprachen die Riesen und brachten ihm sechs steinerne Laibe.

Er zerdrückte sie mit der Hand und warf ihnen den Staub ins Gesicht. Da sahen die Riesen wohl, daß Pfefferkorn stärker sei als sie, und daß ihres Bleibens in der Gegend nicht mehr länger sein könne. Einen Versuch wollten sie noch machen. Sie forderten Pfefferkorn zum Kartenspielen auf und sagten, dem, der gewinne, solle das Schloß gehören.

Sie begannen zu spielen, und Pfefferkorn gewann. Da sagten sie, er habe falsch gespielt. Darüber kam er so arg in Zorn, daß er einen der Riesen am Kopf faßte und damit die anderen erschlug. Nun waren sie alle tot.

„Du, Schwester,“ sprach Pfefferkorn, „liegt hier nicht auch Geld im Schlosse?“

„Diese eiserne Kiste,“ antwortete die Schwester, „ist voll Silber und Gold.“

Pfefferkorn lud sie auf seine Schulter und führte seine Schwester zur Mutter nach Hause. Da war die Freude dann groß. In der eisernen Kiste war so viel Geld, daß Mutter und Schwester ohne Sorge leben konnten. Pfefferkorn machte sich aber auf die Wanderschaft, um ein wenig von der Welt zu sehen.

Er reiste noch nicht lange, da kam er auf eine große Heide. Dort

stand ein riesiges Gebäude. Das war eine Mühle, in der hundert Mahlsteine liefen. Neben dem großen Gebäude stand eine kleine Hütte. In dieser Hütte trieb ein Mann ein ungeheuer großes Rad.

„Was machst du da?“ redete Pfefferkorn den Mann an.

„Es ist keine leichte Arbeit,“ antwortete der Mann, „die ich hier verrichte. Wir haben hier kein Wasser, und da muß ich die hundert Gänge durch dieses Rad in Bewegung setzen.“

„Wie heißt du?“ fragte ihn Pfefferkorn.

„Ich heiße Mühlstein Hans,“ erhielt er zur Antwort.

„Du gefällst mir,“ sprach Pfefferkorn. „Lasse die Mühle hier stehen. Ich habe Geld genug, daß wir beide vergnügt leben können und du dich nicht so arg zu plagen brauchst.“

Sie reisten zusammen weiter und kamen nach einiger Zeit in einen großen Wald. Dort trafen sie einen Mann, der die großen Bäume wie Grasshalme mit der Wurzel aus der Erde riß. Dann brach er sie über dem Knie ab und schichtete sie zu großen Stößen auf.

„Was tust du da?“ fragte Pfefferkorn den Mann.

„Ich rode für die Herrschaft den Wald aus,“ antwortete der Mann.

„Wie heißt du?“ fragte Pfefferkorn weiter.

„Ich heiße Holzhacker Sepp,“ antwortete der Gefragte.

„Du gefällst mir,“ sprach Pfefferkorn. „Lasse den Wald hier stehen und komm mit uns. Ich habe Geld genug, daß wir alle drei vergnügt leben können und du dich nicht so arg zu plagen brauchst.“

Sie reisten weiter. Da kamen sie ins Gebirge. Dort gefiel es ihnen so gut, daß sie dort bleiben wollten. Sie bauten sich in einem schönen Walde ein Häuschen und wohnten darin. Zum Lebensunterhalte holten sie sich das Wild aus dem Walde. Täglich gingen zwei andere auf die Jagd. Der dritte mußte zu Hause bleiben und kochen.

Als eines Tages der Holzhacker Sepp zu Hause war und eben am Herde stand, wo alles gerade am besten brodelte und briet, kam auf einmal ein kleines Erdmännlein daher, das hatte aber einen neun Ellen langen Bart.

„Kalt, kalt, mein lieber Herr,“ sprach es.

„So, kalt ist es dir, kleiner Wicht?“ sprach der Holzhacker Sepp.
„Dann stelle dich an das Feuer und wärme dich!“

Das Erdmännchen stellte sich an den Herd, doch als es meinte, daß es nicht gesehen werde, riß es sich ein großes Stück Fleisch aus der Bratpfanne.

„Oho!“ rief der Holzhacker Sepp, „mir scheint, du hast lange Finger.“

Da nahm das Erdmännchen seinen neun Ellen langen Bart und schlug den Holzhacker Sepp damit so arg, daß er zur Erde fiel und liegenblieb. Das Erdmännchen aber raffte Fleisch und Brot und Wein zusammen, soviel es nur tragen konnte, und verschwand damit.

Zu Mittag kamen die anderen beiden nach Hause. Sie fanden den Holzhacker Sepp im Bett, zu essen aber nichts.

„Was ist dir denn geschehen?“ fragte Pfefferkorn den Holzhacker Sepp.

„Nichts weiter,“ antwortete dieser, der sich der Schläge schämte, „nur bin ich krank geworden, und ihr müßt euch selbst etwas kochen.“

Am anderen Tage blieb der Mühlstein Hans daheim. Als alles im besten Sieden und Braten war, kam das Erdmännchen wieder daher.

„Kalt, kalt, mein lieber Herr!“ sagte es wieder.

„Kalt ist es dir, kleiner Mann?“ sprach der Mühlstein Hans. „Dann stelle dich an das Feuer und wärme dich!“

Kaum stand es am Herde, griff es wieder nach dem schönsten Stück in der Bratpfanne.

„Oho!“ rief der Mühlstein Hans, „mir scheint, du hast diebische Gelüste.“

Da nahm der Zwerg wieder seinen neun Ellen langen Bart und bearbeitete den Mühlstein Hans so arg, daß er sich vor Schmerz am Boden wälzte. Das Erdmännchen nahm sich wieder Fleisch und Brot und Wein und verschwand damit.

Die anderen beiden fanden zu Mittag, als sie heimkamen, den Mühlstein Hans im Bette.

„Was ist dir denn geschehen?“ fragte ihn Pfefferkorn.

„Nichts weiter,“ antwortete dieser verlegen, „nur bin ich krank geworden und konnte euch nichts kochen.“

Am dritten Tage blieb Pfefferkorn zu Hause. Auch zu ihm kam das Erdmännchen.

„Kalt, kalt, mein lieber Herr!“ sprach es.

„Kalt ist es dir, kleiner Knirps?“ sagte Pfefferkorn. „Dann stelle dich an das Feuer und wärme dich! Du kannst auch die Suppe ein wenig umrühren und auf das Fleisch achten, daß es nicht verbrate, ich will mir indessen ein Pfeifchen anzünden.“

Als sich Pfefferkorn die Pfeife stopfte, griff das Erdmännchen in die Bratpfanne und nahm sich ein Stück Fleisch heraus. Pfefferkorn aber sah das.

„Oho, du diebischer Zwerg!“ rief er. „Laß dir Zeit, denn erst will ich essen mit meinen Kameraden und erst, wenn etwas übrigbleibt, kommst du an die Reihe.“

Die grünen Auglein des Zwerges glänzten wie Gift vor Zorn. Er erfaßte seinen neun Ellen langen Bart und wollte damit auch Pfefferkorn peitschen wie seine Kameraden. Der aber erfaßte flink den Bart, wickelte ihn um seine Hand und hielt das Erdmännlein fest, daß es sich nicht rühren konnte.

„Du gottvergessener Erdwurm,“ schrie er das Männlein an, „du wagst es, dich an mir zu vergreifen? Warte, das soll dir heimgezahlt werden!“

Er führte das Männlein aus der Hütte hinaus. Neben der Lüre stand eine dicke Lanne. Um den Stamm derselben wickelte er den neun Ellen langen Bart des Männchens und band ihn fest. Dort sollte der Zwerg angebunden bleiben und mußte zum Kochen kleines Holz machen, bis die Kameraden aus dem Walde zurückkämen.

Diese befanden sich bereits auf dem Heimwege.

„Du,“ sprach der Holzhader Sepp zum Mühlstein Hans, als sie so durch den Wald gingen, „war gestern nicht ein Erdmännlein bei dir?“

„Ja,“ antwortete der Mühlstein Hans. „Gott sei's geklagt, es war bei mir, als ich beim Kochen war. War es denn auch bei dir?“

„Freilich war es auch bei mir,“ antwortete der Holzhader Sepp, „und hat mich mit seinem langen Barte fürchterlich gepeitscht.“

„Mir ist es gestern so gegangen,“ sprach der Mühlstein Hans. „Und heute wird es der Pfefferkorn bekommen.“

Da lachten die beiden, denn sie sahen einen Trost für sich darin, daß auch Pfefferkorn nicht leer ausgehen werde.

So kamen sie beide der Hütte nahe. Von ferne erblickten sie vor der Hütte das Erdmännlein und sahen, daß es eifrig Holz spaltete.

„Den Pfefferkorn muß es ja gar erschlagen haben,“ sprach einer zum anderen, und sie wagten nicht näher zu kommen, weil sie die Schläge des Erdmännchens fürchteten.

Auf einmal trat Pfefferkorn aus der Hütte. Er erblickte die beiden und winkte ihnen, sie sollten kommen.

„Ich sehe jetzt schon,“ sprach Pfefferkorn zu ihnen, „daß der Kleine da euch tüchtig gefirmt haben muß!“

„Ach,“ sagten die beiden, „der gottlose Zwerg hat uns mit seinem Barte fürchterlich geschlagen.“

„Kommt nur herein,“ sprach Pfefferkorn, „wenn wir gegessen haben, könnt ihr dem Wicht das Urteil sprechen.“

Das Erdmännlein erschraf über diese Worte, und um der Strafe zu entgehen, machte es einen kräftigen Ruck, riß mit seinem Barte den Stamm samt der Wurzel aus der Erde und rannte mit dem mächtigen Baume davon. Die drei aber setzten ihm eilig nach. Sie sahen es immer vor sich, konnten es aber nicht einholen. Endlich verschwand es auf einem hohen Berge vor ihren Augen. Als sie an den Ort kamen, wo sie das Männlein zum letztenmal gesehen hatten, erblickten sie ein tiefes Loch, das wohl an die hundert Klafter tief

senkrecht in den Felsen hineinging. Neben dem Loche aber lag der Baum. Hier hatte es sich von demselben losgemacht.

„Da habt Ihr Geld,“ sprach Pfefferkorn zu seinen Kameraden, „eilet in die Stadt und kauft dort einen großen Korb, ein Seil von hundertzwanzig Klafter Länge, eine Lampe und ein Glöckchen. Der Zwerg ist hier drinnen, und ich will hinunter zu ihm.“

Als sie zurückkamen, warf er zuerst seinen schweren Beilstock hinab in das Loch, dann knüpfte er das Seil an den Korb und setzte sich schließlich hinein. Die beiden Kameraden ließen ihn am Seil hinab in die Tiefe.

„Wenn ich mit dem Glöcklein läute,“ rief ihnen Pfefferkorn noch zu, „so zieht auf!“

Unten zündete er die Lampe an und ergriff seinen Stock. Da sah er vor sich eine Thür. Er öffnete sie und trat ein. Er kam in ein Zimmer, und darin saß eine schöne Prinzessin an einem Tisch.

„Um Gottes willen,“ rief die Prinzessin, „fliehe schnell, denn wenn das Erdmännchen kommt, so bist du des Todes!“

„Ich fürchte mich nicht,“ sprach Pfefferkorn, „ich schlage mit meinem Stocke Stein und Bein und auch das Erdmännchen zu Staub und Asche.“

Die Prinzessin hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe, die nahm er ihr ab und steckte sie in seine Tasche.

„Ist noch jemand hier?“ fragte Pfefferkorn die Prinzessin.

„Ja,“ antwortete die Prinzessin, „hier im zweiten Zimmer.“

Pfefferkorn nahm die Prinzessin an der Hand und ging mit ihr in das zweite Zimmer. Da saß wieder eine Prinzessin, die war jünger und schöner als die erste.

„Um Gottes willen,“ rief sie, „fliehe schnell, denn wenn das Erdmännchen kommt, so bist du des Todes!“

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete Pfefferkorn, „ich schlage mit meinem Stocke Stein und Bein und auch das Erdmännchen zu Staub und Asche.“

Die zweite Prinzessin trug auch eine goldene Krone, die nahm er ebenfalls und steckte sie in die Tasche.

„Ist noch jemand hier?“ fragte er.

„Ja, hier im dritten Zimmer,“ erhielt er zur Antwort.

Er ging mit den beiden Prinzessinnen ins dritte Zimmer. Da saß auch eine Prinzessin, die war jünger als die beiden ersten und viel schöner als diese.

„Um Gottes willen,“ rief auch sie, „fliehe schnell, denn wenn das Erdmännchen kommt, so bist du des Todes!“

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete Pfefferkorn wieder, „ich schlage mit meinem Stöcke Stein und Bein und auch das Erdmännlein zu Staub und Asche.“

Die Prinzessin hatte auch eine Krone auf. Er nahm sie ihr ab und tat sie zu den beiden anderen.

Die drei Prinzessinnen waren Schwestern. Sie wurden durch das Erdmännchen schon vor sieben Jahren einem König geraubt. Der schickte seine Soldaten in alle Welt aus, um sie zu suchen, doch keiner hat sie gefunden. So wußte denn der König nicht, ob sie noch lebten oder ob sie schon tot seien. Pfefferkorn wollte sie ihm zurückbringen. Er setzte die älteste Prinzessin in den Korb und läutete, da zogen sie die beiden anderen auf.

„Ei,“ sagten sie, als sie oben ankamen, „ist das ein schönes Mädchen.“

„Die will ich mir zum Weibe nehmen,“ meinte der Mühlstein Hans.

Sie ließen hierauf den Korb wieder hinunter, und Pfefferkorn setzte die zweite Prinzessin hinein.

„Die nehme ich mir zum Weibe,“ sagte der Holzhacker Sepp.

„Nein,“ sprach der Mühlstein Hans, „ich werde sie mir zum Weibe nehmen, denn sie ist schöner als die erste, und ich habe das Vorrecht, weil ich älter bin als du.“

Sie ließen den Korb wieder hinab, und Pfefferkorn setzte die dritte Prinzessin hinein. Als sie oben angekommen war, gefiel beiden diese

am besten. Sie senkten den Korb dann noch einmal in die Tiefe hinab. Jetzt setzte sich Pfefferkorn selbst hinein. Während sie aufzogen, stritten sich die beiden noch immer, wer die eine oder die andere der drei Prinzessinnen zur Frau haben sollte. Schließlich wurde ihr Streit so arg, daß sie sich einander in die Haare fuhren. Dabei ließen sie den Strick los, und Pfefferkorn fuhr mit dem Korb in die Tiefe. Zum Glück hatte er beim Falle keinen Schaden genommen. Heraus aber konnte er nicht.

Die anderen beiden geleiteten die drei Prinzessinnen zu ihrem Vater, dem König. In seiner Freude darüber, daß er seine Töchter wieder hatte, gab er jedem der beiden, die sie ihm gebracht hatten, eine zur Frau. Die jüngste und schönste der drei Schwestern wollte aber keinen der beiden zum Mann. Sie dachte immer nur an den eigentlichen Retter, der ihretwegen jetzt im dunklen Berge gefangen saß.

Pfefferkorn säumte aber nicht lange. Als die Lebensmittel zu Ende gehen wollten, machte er sich auf die Suche nach dem Erdmännchen. Er mußte durch eine lange Reihe von Zimmern und durch dunkle Gänge gehen, bis er endlich den Zwerg in der hintersten Ecke einer kahlen Höhle fand. Er faßte ihn gleich an seinem langen Barte.

„Jetzt lasse ich dich nicht mehr los,“ sprach Pfefferkorn und führte ihn hinaus an das Loch. „Wenn du mich jetzt nicht hinaufträgst, so reiße ich dir deinen Bart aus.“

Das Erdmännchen nahm ihn auf den Rücken und kletterte mit ihm wie ein Eichhörnchen durch das Loch hinauf. Oben stellte es Pfefferkorn ab.

„Lasse mich jetzt los,“ sagte das Erdmännchen.

„Nein, Zwerglein,“ antwortete Pfefferkorn, „du mußt mich erst zu den drei Prinzessinnen tragen, dann kannst du gehen, wohin du willst.“

Er trug ihn hin bis vor die königliche Burg, dort stellte er ihn nieder. Pfefferkorn ließ jetzt den Zwerg laufen und ging hinauf in die Burg.

Als ihn die jüngste Prinzessin erblickte, war sie voll Freude.

„Unser Erretter ist's!“ rief sie laut.

Sie ergriff seine Hand und führte Pfefferkorn zu ihrem Vater.

„Mein Sohn,“ sprach der König zu Pfefferkorn, „wie kannst du es beweisen, daß du der wirkliche Erlöser meiner Töchter bist?“

Pfefferkorn griff in seine Tasche und legte dem Könige die drei Kronen seiner Töchter hin.

„Brav, mein Sohn,“ sprach der König, „ich sehe, daß du meine Töchter aus der Macht des bösen Zwerges erlöst hast. Zum Lohne dafür will ich dir meinen Thron überlassen und dir meine jüngste und schönste Tochter zur Frau geben.“

So wurde Pfefferkorn der König eines großen schönen Reiches. Seine beiden Kameraden aber, den Mühlstein Hans und den Holzhafer Sepp, machte er zu Generälen in seiner Armee.

4. König Brandmal

Es war einmal ein Edelmann, der hatte drei Söhne, der älteste hieß Michel, der zweite Seppel und der jüngste Hansel. Der arme Hansel hatte aber schon von Kindheit auf einen Ausschlag, der sein ganzes Gesicht entstellte, darum zeigte er sich nicht gerne. Sein liebster Platz war der Winkel hinter dem Ofen. Dort saß er den ganzen Tag über, und dort schlief er auch während der Nacht.

Eines Tages wurde der alte Edelmann krank, und er fühlte, daß es mit ihm zum Sterben komme, darum rief er seine drei Söhne ans Sterbebett und sprach zu ihnen: „Liebe Kinder, ich muß scheiden. Reichtümer kann ich euch nicht hinterlassen. Ich habe aber für jeden von euch ein wertvolles Angebinde, das ihr euch erst verdienen müßet. Die ersten drei Nächte nach meinem Begräbnisse kommet abwechselnd hinaus an mein Grab, um dort Nachfrage zu halten. Dafür sollt ihr dann euren Lohn erhalten.“

Kurz darauf starb der Vater und wurde begraben.

In der ersten Nacht sollte Michel, der älteste Sohn, am Grabe seines Vaters wachen, doch es kam ihn ein Grauen an bei dem Gedanken, die ganze Nacht unter den vielen Gräbern am Friedhofe zuzubringen, und er sprach zu seinem Bruder Hansel: „Mach dich auf, Hansel, du schläfst ja doch den ganzen Tag hinter deinem Ofen, es wird dir also nicht schwer fallen, die Nacht zu durchwachen. Geh hinaus an das Grab unseres Vaters und wache dort statt meiner!“

Hansel, der es gewohnt war, von seinen Brüdern gepudelt zu werden, ging. Auch brachte er dem Wunsche seines guten Vaters gerne eine Nacht zum Opfer. So stand er denn dort am Grabe. Die Mitternacht war herangekommen. Vom Turm ertönten zwölf Schläge. Da öffnete sich plötzlich des Vaters Grab.

„Michel!“ klang es aus dem Grabe hervor.

„Nein, Vater, nicht der Michel ist hier, ich bin es, der Hansel,“ erwiderte darauf Hansel.

„Hier hast du eine eiserne Peitsche und einen eisernen Zaum. Vergrabe diese Dinge im Walde unter einem Baum und geh nach Hause.“ So sprach der Vater, das Grab schloß sich, und Hansel tat, wie ihm gesagt worden war.

Am Abend des anderen Tages sollte Seppel die Wache halten, doch auch der holte den guten Hansel hinter dem Ofen hervor und schickte ihn auf den Kirchhof. Wieder kam die Mitternacht heran, und wieder öffnete sich das Grab des Vaters.

„Seppel!“ tönte die Stimme des Vaters aus der Tiefe des Grabes.

„Vater,“ sagte Hansel, „der Seppel ist nicht hier, ich bin es, der Hansel.“

„Nimm hier diese silberne Peitsche und diesen silbernen Zaum, vergrabe die Sachen bei dem, was du gestern von mir bekommen hast, und geh heim.“

Am Abend des dritten Tages machte sich Hansel auf den Weg zum Friedhof, ohne daß es ihm geheißen wurde. Es war dies ja sein Abend. Als es zwölf Uhr schlug, öffnete sich das Grab wieder.

„Hansel!“ rief der Vater.

„Ja, Vater, ich bin da!“ gab Hansel zur Antwort.

„Da geh ich dir eine goldene Peitsche und einen goldenen Zaum, vergrabe beides dort, wo du auch das andere vergraben hast. Und nun höre weiter: Die Tochter des Königs wird ein großes Turnier veranstalten, zu dem die Fürsten, Grafen und Edelleute des ganzen Landes kommen werden, denn der Kampfspreis ist hoch. Die Prinzessin will sich nämlich d e m zum Weibe geben, dessen Pferd am kühnsten springt und der imstande ist, während des Sprunges ihr einen Kranz aus der Hand zu nehmen. Am ersten Tage des Turniers gräbst du die eiserne Peitsche und den eisernen Zaum aus, am zweiten Tage die silberne Peitsche und den silbernen Zaum und am dritten Tage die goldene Peitsche und den goldenen Zaum. Jedesmal schnalze nur mit der Peitsche, dann hast du nicht Noth, dich um Ross und Rüstung zu sorgen. Ferner vergiß nicht, daß jede der drei Peitschen dir mehr helfen kann, wenn dich einmal Feinde bedrängen sollten, als das beste Schwert.“

Damit war die Stimme des Alten verflungen, und das Grab schloß sich für ewig. —

Herolde waren durch das Land gezogen, um zum Turnier zu laden, und der erste Tag desselben war herangekommen. Im frühesten Morgenrauen hatten sich die beiden Brüder, Michel und Seppel, zur Residenz aufgemacht, um im Turnier ihr Glück zu versuchen. Hansel schlief noch hinter dem Ofen. Endlich erwachte auch er. Er ging hinaus in den Wald und grub die eiserne Peitsche und den eisernen Zaum aus.

Er reinigte beides von der anklebenden Erde und schnalzte dann kräftig mit der Peitsche. Da stand auch schon ein prächtiger Rappe vor ihm, und am Sattel des Rosses war eine glänzende Rüstung aus schwarzem Eisen angeschnallt. Er bekleidete sich damit, schwang sich aufs Pferd und galoppierte hinaus auf die Landstraße. So hat noch kein Pferd ausgegriffen, wie sein Rappe. Im Augenblick hatte er seine Brüder eingeholt.

Im Vorbereiten gab er jedem derselben einen zarten Hieb mit seiner Peitsche als Morgengruß und ritt davon, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben.

Am Kampfplatze wimmelte es bereits von schmucken Rittern auf stolzen Rossen, aber keines der schönen Pferde konnte sich mit dem seinigen messen. Zudem war die Mutlosigkeit unter den Reitern groß, denn die Prinzessin thronte auf einem Balkon in der Höhe eines Stockwerkes. Kein Pferd vermochte so hoch zu springen, wenn nicht etwa das des jungen unbekanntes Ritters in der schwarzen Rüstung; das sah man bereits ein. So drangen sie denn auch gar bald in ihn, den Sprung zu wagen. Hansel aber sprach: „Ich bin zuletzt gekommen und werde auch zuletzt reiten, mögt ihr vor mir reiten, die ihr vor mir gekommen seid!“

Da winkte ihm die Prinzessin zu. Das war ihm Befehl. Er ritt scharf an und rief plötzlich: „Hopp, Rapp', hopp!“ Da machte das Pferd einen gewaltigen Satz, und Hansel hatte den Preis für den ersten Tag errungen. Er warf der schönen Prinzessin, die vor Freude strahlte, den Kranz wieder empor, und im nächsten Augenblick war er aus der staunenden Menge verschwunden.

Er legte im Walde die Rüstung wieder ab und grub Peitsche und Zaum ein. Als er auffah, waren Roß und Rüstung fort, und er ging ruhig nach Hause und legte sich hinter den Ofen.

Am zweiten Tage ging Hansel wieder in den Wald und grub die silberne Peitsche und den silbernen Zaum aus. Als er mit der Peitsche geschmalzt hatte, stand ein Schimmel vor ihm, so weiß wie frisch gefallener Schnee, und am Sattel war eine Rüstung befestigt, die aus blinkendem Silber geschmiedet war. Er legte sie an, schwang sich auf das Roß und ritt davon. Auf der Landstraße überholte er gar bald seine Brüder wieder und bot ihnen, wie am Tage zuvor, mit der Peitsche seinen Morgengruß.

Auf dem Turnierplatz wurde er mit freudigen Zurufen empfangen. Die Prinzessin, die ihn sogleich erkannte, winkte ihm zu, und er ritt

an. „Hopp, Schimmel, hopp!“ rief er aus, da hob sich das Pferd zum Sprung, und Hansel hielt den Kranz der Prinzessin wieder in der Hand. Er hatte also auch den Preis für den zweiten Tag wieder errungen. Hansel warf der Prinzessin den Kranz wieder hinauf und stürmte darauf mit seinem Schimmel in den Wald.

Die Prinzessin aber verdroß es, daß der schöne Ritter immer so plötzlich sich aus der Menge verlor. Hansel war wirklich schön, wenn er in der prächtigen Rüstung zu Pferde saß, und von dem Ausschlage, der sein Gesicht sonst so entstellte, war keine Spur zu sehen, sobald er sich mit dem Ritterkleid angetan hatte. Legte er es aber ab, so trat der Ausschlag allsogleich hervor, und er war stets wieder der arme häßliche Hansel.

Die Prinzessin hatte den schmucken Ritter schon recht lieb gewonnen, und sie zitterte darum, wenn sie daran dachte, daß der unbekannte Held auch am dritten Tage verschwinden könnte, ohne daß sie ihn je wieder sehen dürfte. Für alle Fälle, dachte sie, wollte sie ihn kennzeichnen, dann werde es schon in ihrer Macht liegen, ihn auszuforschen, wenn er auch am dritten Tage sich aus dem Staube machen sollte. Sie bat sich von ihrem Vater das große Petschaft aus, damit wollte sie den schönen Ritter kennzeichnen.

Der dritte Tag des Turniers kam heran. Hansel hatte die goldene Peitsche ausgegraben, da war ein fuchsrotes Pferd vor ihm erschienen, das strahlte wie die Morgensonne, aber noch schöner glänzte und gleißte die Rüstung, denn die war aus purem Golde.

Auf dem Wege zum Turnier holte Hansel seine Brüder wieder ein, und wieder strich er mit der Peitsche über ihre Rücken und rief ihnen schalkhaft lächelnd einen „Guten Morgen!“ zu. Die beiden Brüder waren ärgerlich über das fecke Treiben des fremden Ritters und wollten ihn zur Rede stellen. Der aber sauste auf seinem Fuchsen davon, daß sie ihn gar bald nicht mehr sahen.

Als er aber am Turnierplätze ankam, ging ein Murren des Staunens durch die Menge. So schön hatte man noch keinen Ritter

gesehen. Die Prinzessin klatschte vor Vergnügen in ihre Hände und rief ihm zu, zum drittenmal sich den Preis zu holen.

„Hopp, Fuchs, hopp!“ rief Hansel, da hob sich das Tier empor so leicht wie eine Schwalbe. Hansel griff nach dem Kranze, im selben Augenblick aber drückte die Prinzessin ihrem Ritter mit dem großen Petschaft, das sie glühend gemacht hatte, ein Brandmal auf die Stirne.

Hansel ritt davon, legte im Walde die goldene Rüstung ab, vergrub Peitsche und Zaum und ging nach Hause. Der Ausschlag kam wohl wieder hervor, aber das große Mal an seiner Stirne verschwand nicht. Er zog sich deshalb seine weiße Schlafmütze tief in die Stirne hinein und verließ den Winkel hinter dem Ofen jetzt noch weniger als zuvor.

Die schöne Prinzessin aber hatte keine Ruhe. Sie verging fast vor Sehnsucht nach dem wackeren Ritter, der sie zur Frau nehmen sollte, sich aber nicht zeigte. Sie brang nun in ihren Vater, den König. Der schickte seine Soldaten aus in alle Welt. Die sollten alle Schlösser aufsuchen und fahnden nach dem Ritter mit dem Brandmal. Lange wurde geforscht. Endlich kam ein Trupp der Ausgesandten auch auf das entlegene arme Schloß der drei Brüder. Die beiden älteren Brüder stellten sich den Boten vor. Sie hatten aber kein Mal an der Stirne, so sehr sie es sich auch gewünscht hätten, denn die Prinzessin war schön, und noch schöner wäre es gewesen, König zu werden.

Da frug einer der Boten, ob sie nicht noch einen Bruder hätten.

„O ja,“ sagte Michel, der älteste Bruder, „bei dem sucht ihr aber das Brandmal umsonst, denn der Arme ist durch einen Ausschlag entstellt und wagt sich deshalb das ganze Jahr hindurch nicht aus dem Winkel hinter dem Ofen hervor.“

Die Abgesandten des Königs verlangten ihn aber zu sehen. So kroch denn Hansel hinter dem Ofen hervor. Man nahm ihm seine Zipfelmütze ab.

Die Soldaten waren hoch erfreut, den Gesuchten gefunden zu haben, den Brüdern verschlug es vor Staunen die Sprache, daß ihr

Bruder der kühne Reiter sein sollte, Hansel selbst aber war verlegen bis über die Ohren, daß sein Geheimnis nun offenbar war und er zur Prinzessin geführt werden sollte.

Der König empfing Hansel mit Freuden und führte ihn gleich zur Prinzessin. Diese aber erschrak, als sie Hansel erblickte: „Nein,“ sagte sie, „den mag ich nicht, der ist mir zu häßlich, ich will nur einen schönen Ritter mit den blinkenden Rüstungen haben!“

Da zog der alte König seine Stirne in Falten. Er war ein gerechter Mann und sprach: „Mein Kind, er trägt das Brandmal meines Putschs an der Stirne, er ist der von dir auserwählte Bräutigam, du mußt ihn nehmen.“

„Wenn ich ihn schon nehmen muß,“ sprach schmollend die Prinzessin, „so tu ich es nur unter einer Bedingung: er darf an meinem Tischchen nicht essen und in meinem Schlosse nicht schlafen.“

Das war Hansel zufrieden. Er sah es gerne ein, daß die schöne Prinzessin an seinem vom Ausschlag entstellten Gesichte keinen Gefallen finden konnte. Die Hochzeit aber wurde gefeiert, und der alte König übergab Hansel Krone und Thron. Hansel kümmerte sich aber wenig darum. Er ließ seine Minister schalten und walten. Um seiner Gemahlin so wenig als möglich zu begegnen, schlug er sich bei den Pferden im Stalle ein Strohbett auf und lag dort Tag und Nacht wie ehemals hinter dem Ofen auf dem Schlosse seines Vaters. Die Leute achteten ihn aber wenig und nannten ihn spottweise den König Brandmal.

So verging ein Jahr. Der König des Nachbarlandes merkte bald, daß er in Hansel einen schwachen Gegner habe, er benützte darum die günstige Gelegenheit und kündigte Hansel den Krieg an. Hansel schickte zwar seine Soldaten gegen den Feind ins Feld, er selbst aber blieb liegen auf seinem Strohbett im Stall. Sein Heer war daher ohne die rechte Führung, und so kam es, daß in kurzer Zeit Hansel zwei seiner schönsten Länder an seinen Gegner verlor.

Das erfüllte den alten König mit großer Sorge. Darum kam er eines Tages zu Hansel in den Stall und sprach zu ihm: „Mein Sohn, so kann das nicht fortgehen. Dein Heer darf nicht alles verlieren. Mach dich auf und ziehe auch ins Feld, um deine Soldaten durch deine Gegenwart anzufeuern, wie es sich für einen braven König ziemt.“

„Ja, lieber Vater,“ sagte Hansel, „ich will gerne Euren Wunsch erfüllen, weil Ihr immer gut gegen mich wart, doch bin ich des Reitens ungewohnt und kann nur ausziehen, wenn Ihr mir erlaubet, daß ich das Ruchelpferd sattle.“

Das Ruchelpferd war aber das älteste Tier im Marstalle, und da es zu weiterem nicht mehr gebraucht werden konnte, so mußte es der Küche täglich das Wasser zuführen, das dort gebraucht wurde.

Hansel blieb bei seiner Forderung, und so mußte der alte König einwilligen. Hansel bestieg das alte Ruchelpferd und ritt zum Burgtore hinaus. Er ritt aber in den Wald, wo er seine Peitschen und die Säume vergraben hatte.

„Ferner vergiß nicht, daß jede der drei Peitschen dir mehr helfen kann, wenn dich einmal Feinde bedrängen sollten, als das beste Schwert.“ So hatte ihm sein Vater gesagt, als er die letzte Nacht an dessen Grabe Wache gehalten hatte. Dies fiel Hansel jetzt ein. Er grub die eiserne Peitsche und den eisernen Zaum aus, machte mit der Peitsche einen Hieb durch die Luft, und gleich darauf stand freudig wiehernd der Rappe vor ihm. Hansel bekleidete sich mit der schwarzen Stahlrüstung, band das Ruchelpferd an den Baum und ritt auf dem Rappen davon. Wie ein Pfeil sauste das Roß über die Erde hin, und mächtige Wolken von Staub wirbelten unter seinen Hufen empor. Es sah aus, als ob die Windsbraut dahergefahren käme. Im Augenblick hatte Hansel sein Heer erreicht, er stürmte durch und dem Feind entgegen. Kampfesmutig blies das Roß die Mäntel auf und schnob so gewaltig, daß die Erde erbebt. Den Feind ergriff helles Grauen. Hansel aber hieb mit seiner eisernen Peitsche nach rechts und links,

daß die feindlichen Krieger zu Hunderten hinstürzten. Alles ergriff in wilder Hast die Flucht.

Hansel kehrte, nachdem er die Schlacht gewonnen hatte, in den Wald zurück, vergrub Peitsche und Zaum und ritt auf seinem Kuchelpferde nach Hause. Er hatte bei der Schnelligkeit, mit der ihn der Rappe aufs Schlachtfeld und wieder zurücktrug, nur wenige Stunden außerhalb der Burg zugebracht. Da er daher so bald zurückkehrte, wurde er nicht mit großem Lob empfangen. Man meinte allgemein, König Brandmal werde irgendwo im Schatten eines Baumes ein kurzes Schläfchen gehalten haben. Hansel kehrte sich aber nicht an das, was geredet wurde, führte das Kuchelpferd in den Stall und legte sich auf sein Strohbett.

Anderen Tages kam der alte König wieder zu ihm in den Stall. „Hansel, mein lieber Sohn,“ sagte der König, „gestern sprach ich in meinem Namen, heute rede ich im Namen deiner Minister. Sie sind unwillig über deine Latlosigkeit. Kaffe dich auf und reite gegen den Feind, um Böses zu verhüten.“

Hansel setzte sich wieder auf das Kuchelpferd und ritt in den Wald. Dort grub er die silberne Peitsche und den silbernen Zaum aus. Wie am ersten Tage, so schlug er auch am zweiten Tage den Feind aufs Haupt und trieb ihn über die Grenze seines Landes hinaus.

Als er nach Hause kam, wurde er mit Murren empfangen. Hansel scherte sich wenig darum. Er stellte das Kuchelpferd wieder in den Stall und suchte sein Strohbett auf.

Am dritten Tage kam der alte König abermals. „Hansel, mein lieber einziger Sohn, dein Volk murrst, und es wird gegen dich aufstehen, wenn du seinen Willen nicht tust. Ermanne dich und ziehe aus gegen den Feind!“

Hansel sattelte das Kuchelpferd zum drittenmal und lenkte es hinaus in den Wald. Jetzt holte er die goldene Peitsche und den goldenen Zaum hervor, tat sich den funkelnden Goldharnisch an, setzte sich auf den prächtigen Goldfuchsen und stob mit ihm davon, daß unter den

Tritten des Rosses die Funken flogen so dicht wie ein Feuerregen. Schon von weitem gewahrte der Feind das Herannahen des gefürchteten Ritters. Alles warf entsetzt die Waffen weg und rannte in wilder Flucht davon. Doch Hansel setzte dem flüchtenden Feind nach, und Hunderte fielen wieder unter den Streichen der goldenen Peitsche. Jetzt war es an dem besiegten König, dem Sieger einen Teil seines Reiches abzutreten.

Hansel legte im Walde seine goldene Rüstung ab. Da merkte er erst einen empfindlichen Schmerz im Unterschenkel seines linken Beines. Eine Schußwunde, die ihm dort durch eine feindliche Kugel beigebracht wurde, schmerzte ihn so arg, daß er sich nur mit Mühe auf das Kuchelpferd schwingen konnte. Er ritt nach Hause.

Als er ankam, war sein Bein schon so stark geschwollen, daß man ihn vom Pferde heben mußte. Der alte König ließ es nicht angehen, daß man ihn auf sein Strohbett im Stalle lege. Er ließ ihn hinauftragen in sein eigenes Schlafgemach.

Der Leibarzt des alten Königs wurde gerufen. Der untersuchte die Wunde und schüttelte den Kopf. Er besah sich die Wunde noch einmal und schüttelt abermals sein weises Haupt. „Majestät,“ sagte er schließlich zum alten König, der besorgt am Bette des Kranken stand, „Majestät, wenn Seine Majestät, der junge König im Kriege gewesen wäre, möchte ich sagen, daß die Wunde eine Schußwunde sei, so aber weiß ich mir nicht zu raten.“

Hansel lächelte bei diesen Worten des gelehrten Arztes still in sich hinein und sprach keine Silbe.

Inzwischen waren zwei Wochen vergangen. Hansel konnte sein Bein bereits wieder gebrauchen. Eben saß er mit dem alten König an einem Fenster, da erhob sich plötzlich ein Brausen in der Stadt, wie von Hurrarufen einer tausendköpfigen Menge, und mitten darin erscholl klingendes Spiel.

„Was soll das?“ sprach der alte König und blickte zum Fenster hinaus. Er traute seinen Augen kaum. Das Heer zog jubelnd ein.

Die Krieger waren mit Eichenlaub geschmückt, und die Musik spielte kriegerische Siegesmärsche. Da ritt auch schon der Feldmarschall heran, und in wenigen Minuten darauf stand er vor den beiden Königen.

„Ich bringe frohe Botschaft,“ sprach er, „schlecht stand unsere Sache anfangs, doch der Schluß hat Sieg gebracht und meine Könige um ein schönes Land reicher gemacht.“

„Erzählet mir, mein tapferer Feldmarschall, wie ist denn das nur zugegangen?“

Da erzählte nun der Feldmarschall, daß genau vor zwei Wochen, drei Tage hintereinander dem Heere ein unbekannter Ritter zu Hilfe gekommen sei. Den ersten Tag wäre derselbe auf schwarzem Rappen und in glänzend schwarzer Rüstung erschienen, am zweiten Tage sprengte er auf weißem Rosse und bekleidet mit silberner Rüstung daher, und am dritten Tage strahlte der fremde Held in purem Golde und ritt auf dem schönsten aller Pferde, auf einem Fuchse, der selbst auch glänzte wie Gold.

Die Augen des alten Königs wurden bei jedem Worte, das der Feldmarschall sprach, größer und größer vor Staunen, und es war ihm, als ob in ihm eine Erinnerung wachgerufen worden wäre. Endlich sah er klar.

„Mein einziger Sohn!“ rief er aus, „das warst du!“ Und er schloß Hansel in seine Arme und herzte und küßte ihn.

„Ja, mein guter Vater,“ antwortete Hansel, „ich war es. Jetzt, nachdem ich mich dazu würdig gezeigt habe, will ich gerne Euer Erbe antreten und will Krone und Thron übernehmen. Es hat mich schwer bedrückt, daß ich es nicht früher tun konnte.“ So sprach Hansel, und es leuchtete fast wie Stolz aus seinen treuen Augen. „Und jetzt“, sprach er weiter, „erlaubt mir, mein lieber Vater, daß ich zum letztenmal mein Kuchelpferd besteige, in kurzer Zeit bin ich wieder zur Stelle.“

So ritt er denn auf dem Kuchelpferde wieder zum Tore hinaus und ritt vorerst zu seinen Brüdern. Die nahm er mit sich in den

Wald und grub die drei Peitschen und die drei Zäume aus, schnalzte mit jeder Peitsche einmal und drei Pferde sprengten herbei. Den ältesten Bruder bekleidete er mit dem schwarzen Harnisch, setzte ihn auf den Rappen und gab ihm Peitsche und Zaum aus Eisen, was ja der Vater ihm schon lange zugedacht hätte, wenn er zur Wache am Grabe erschienen wäre. Dem zweiten Bruder reichte er Peitsche und Zaum aus Silber und half ihm auf den Schimmel. Die goldene Rüstung legte sich Hansel selber an und schwang sich auf den Fuchsen. Die beiden Brüder nahmen Hansel in die Mitte, und so ritten sie zu dritt wohlgemut der Residenz zu. Das alte Kuchelpferd sprang, als ob es wieder jung geworden wäre, munter hinterher.

Als Hansel in seiner strahlenden Rüstung so schmuck und ohne Tadel inmitten seiner Brüder durch den Burghof angeritten kam, sah die junge Königin gerade zum Fenster heraus. In freudigem Schrecken war sie anfangs wie an die Stelle gebannt. Ihr Herz pochte zum Zerpringen. Sollte das ihr Gemahl, der arme verstoßene Hansel sein in der Gestalt, in der er sich damals im Turnier gezeigt? Sie eilte endlich hinüber in das Prunkgemach ihres Vaters, wo dieser den Hansel erwartete.

Als Hansel eintrat, flog ihm die schöne Königin entgegen und sprach: „So, mein lieber Mann, so kannst du mir gefallen! Ich will nun alles gutmachen, und du kannst an meinem Tischlein essen und in meinem Schlosse schlafen, und wir wollen uns recht, recht liebhaben.“

Da setzte Hansel ein ernstes Gesicht auf und sprach: „Frau Königin, so leichten Kaufes sollt Ihr mich nicht haben. Ich kehre jetzt den Spieß nun und sage: Ihr mögt wohl meine Frau sein, aber Ihr dürft an meinem Tischlein nicht essen und dürft in meinem Schlosse nicht schlafen.“

Was er aber so ernst sprach, war nur im Scherz gemeint. Er preßte die zitternde Frau liebend an seine Brust und drückte warm den ersten Kuß an ihre vor Schrecken bleich gewordene Wange. „Nein,

mein Täubchen," sprach er dabei, „wir wollen uns recht, recht liebhaben!"

Und so war es auch. König Brandmal, wie Hansel in Hinkunft in Ehren genannt wurde, lebte glücklich mit seiner schönen Gemahlin, der Königin, wurde geehrt von seinem Volke und gefürchtet von seinen Gegnern.

5. Die Ragenmühle

Es war einmal ein armes Mädchen, das hatte eine Stiefmutter. Die Stiefmutter hatte aber auch zwei rechte Töchter, die sie über alles liebte und hätschelte. Die arme Stieftochter erhielt alle Tage mehr Püffe und Schläge als zu essen, wenn von der Stiefmutter nicht, so doch von den beiden Töchtern.

Eines Tages war im Hause der Stiefmutter das Herdfeuer ausgegangen, da wurde das Mädchen in die Ragenmühle um Glut geschickt. Die Ragenmühle wurde aber von den Leuten gerne gemieden. Sie hatte ihren Namen daher, weil dort Menschen wohnten, die große Ragenköpfe besaßen. Das Mädchen hatte aber keine Angst davor, und als es an das Tor der Mühle kam, klopfte es mutig an.

„Raun, naun, raun, raun, wer ist draußen?" fragte man drinnen.

„Ach, meine lieben Frauen, ich komme aus der Nachbarschaft und bitte um Glut," antwortete das Mädchen.

„Raun, naun, raun, raun, so komm herein!"

Das Tor wurde ihr geöffnet und sie zur Ragenmutter geführt.

„Raun, naun, raun, raun, das Mädchen will Glut," sprachen die Ragentöchter.

„Raun, naun, raun, raun," sagte die Ragenmutter, „sie kann Glut haben, aber sie muß mich vorerst von meinen Läuschen befreien."

Die Ragenmutter hatte aber einen Kopf so groß wie ein Wasserschaf und wirres, krauses Haar. Schlangen, Eidechsen, Kröten und



Mäuse, das waren ihre Läuselein. Als sich das Mädchen ihnen näherte, sperrten sie ihre Mäuler auf und wollten es beißen. Es griff aber rasch zu, riß ihnen die Köpfe ab und schleuderte die toten Tiere in eine Ecke.

„Naun, naun, raun, raun,“ sprach die Alte, als das Mädchen fertig war, „hast du etwas gefunden, mein Kind?“

„Ja, Frau Mutter, ein paar Läusechen und ein paar Näßchen hab ich wohl gefunden,“ antwortete das Mädchen.

„Naun, naun, raun, raun,“ sagte die Kagenmutter, „weil du so brav warst, mein Kind, will ich dir etwas schenken.“

Sie ging dann an einen Kasten, holte einen großen Sack mit Lälern und Dukaten heraus und schenkte ihr den. Dann gab sie ihr auch noch Blut, und das Geld mußten ihr die Kagentöchter bis an das Haus tragen.

Als das Mädchen mit dem vielen Gelde nach Hause kam, waren alle neidisch darum, und die Stiefmutter hätte gerne gehabt, daß ihre beiden Töchter auch soviel Geld erhalten sollten. Sie schickte darum am nächsten Tage ihre ältere Tochter in die Kagenmühle um Blut. Als sie hinkam, pochte sie heftig mit ihren Fäusten an das Tor.

„Naun, naun, wer ist denn draußen?“ wurde von drinnen gefragt.

„Du verwünschtes Kagenvolk, so öffne doch schnell, ich will Blut von euch holen,“ rief das Mädchen barsch.

„Naun, raun,“ sagten die Kagentöchter, „wir müssen dich zu unserer Mutter führen.“

„Naun, raun,“ sprachen sie dort, „die will Blut von uns haben.“

„Naun, raun,“ sagte die Alte, „sie kann Blut haben, aber sie muß mich vorerst von meinen Läusechen befreien.“

„Was denkst du, du alter Kagenkopf,“ rief das Mädchen stolz, „ich soll dir deine Läuse fangen?“

Als sie näher hinblickte, sah sie, wie sich Schlangen und Eidechsen aus dem wirren Haar gegen sie aufbäumten.

„Die Schlangen und Eidechsen mögen dich beißen,“ rief das Mädchen entsetzt, „nicht aber mich!“

„Gmau, graun,“ rief die Katzenmutter, „zerreißt sie!“

Gleich wurde das Mädchen in Stücke zerrissen.

Als die ältere Tochter zu lange ausblieb, schickte die Mutter ihre zweite Tochter in die Katzenmühle, damit sie schaue, weshalb ihre Schwester noch nicht zurückgekehrt ist. Sie sah nun, daß ihre Schwester zerrissen worden war.

Sie polterte an der Türe, bis ihr geöffnet wurde.

„Raun, raun, was willst denn du da?“ wurde sie gefragt.

„Ihr verruchten Katzen, wie konntet ihr es wagen, meine Schwester zu zerreißen?“ fragte das Mädchen zornig.

„Gmau, graun,“ sprachen die Katzen, „du bist nicht besser als sie!“ und sie fielen über sie her und zerrissen auch sie.

Als auch die zweite Tochter nicht zurückkehrte, kam die Stiefmutter selbst zur Katzenmühle. Dort sah sie, was geschehen war. Sie trommelte mit den Fäusten an das Thor.

„Gmau, graun, was willst denn du hier?“ fragten sie die Katzen.

„Ihr verruchten Katzen,“ schrie die Stiefmutter, „wie konntet ihr es wagen, meine Töchter zu zerreißen?“

„Gmau, graun,“ sagten die Katzen, „du bist auch nicht mehr wert als sie,“ und da wurde auch die Stiefmutter von ihnen zerrissen.

Die brave Stieftochter war jetzt von ihren Peinigerinnen befreit. Im Garten stand ein Kreuz, dort betete sie oft für das Seelenheil der drei Toten. Ab und zu sang sie mit schöner, liebevoller Stimme auch ein geistliches Lied.

In der Nähe wohnte in einem schönen Schloß ein junger Graf. Der lauschte dann mit Freuden auf den schönen Gesang. Er gewann das brave Mädchen so lieb, daß er es sich zur Frau nahm. Seit der Zeit wohnt die brave Stieftochter als Gräfin in dem prächtigen Schlosse.

6. Bruder Liederlich

Ein reicher Mann hatte einen Sohn. Der war aber liederlich und hat mehr Geld vertan, als der Vater erwerben konnte. Man nannte ihn darum den Bruder Liederlich. Der Vater gab ihm einen Beutel Geld, schickte ihn in fremde Länder und hoffte, daß ihn die Welt bessern werde.

Bruder Liederlich reiste und lebte in Saus und Braus, bis er das Geld bis auf den letzten Heller verjubelt hatte. Als er ganz ohne Geld war, kam er zudem in eine unwirtliche Gegend. Da fand er kein Haus, das ihm Herberge bieten, und keinen Menschen, der ihm ein Almosen hätte geben können. Tagelang irrte er in der trostlosen Gegend umher und mußte sich von wildwachsendem Obst nähren und unter freiem Himmel schlafen. Da dachte er oft an die vollen Schüsseln in des Vaters Haus, und wie er sich so gerne bessern möchte, wenn er nur dort sein könnte.

Endlich kam er nach langem Umherirren an ein einsames Haus. Davor saß ein Mann, der fragte ihn, ob er nicht in seine Dienste treten wolle.

„O ja, Herr!“ antwortete Bruder Liederlich, „gebt mir zu essen, so will ich arbeiten, was Ihr mir nur schafft.“

Sein Herr wies ihm ein kleines Stübchen an, dort sollte er wohnen. Als es Abend geworden war, kam ein Mädchen zu ihm herein, das brachte ihm das Nachtmahl. Das Mädchen setzte sich ein Weilchen zu ihm und begann zu erzählen.

„Armer Bruder Liederlich,“ sprach das Mädchen, „du bist an keinen guten Ort gekommen. Dieses Haus bildet den Eingang zur Hölle, und dein Herr ist der Böse. Du hast dich hier für dein liederliches Leben einer harten Probe zu unterziehen. Bist du willig und lösest du die Aufgaben deines Herrn ohne Murren, so kannst du befreit werden und wieder in die Welt zurückkehren. Damit dir dies gelinge, will ich dir helfen, vielleicht kannst dann auch du mir helfen.“

Anderen Tages kam frühmorgens der Böse zu ihm, brachte ihm eine gläserne Hacke, eine gläserne Säge, einen gläsernen Schlegel und führte ihn hierauf in einen großen Wald.

„Hacke mir heute“, sprach der Böse, „tausend Klafter Holz. Abends komm ich wieder; hast du dann deine Aufgabe nicht gelöst, so kannst du dir den schlechten Lohn selbst zuschreiben.“

Kaum hatte der Böse diese Worte gesprochen, so war er auch schon verschwunden. Bruder Liederlich stand nun allein da, und obwohl er sich von dem gläsernen Werkzeug nicht viel versprach, machte er sich doch willig und ohne Murren an die Arbeit. Er ergriff die gläserne Hacke, doch beim ersten Streich zerbrach sie in tausend Stücke. Er erfaßte dann die gläserne Säge, doch auch diese zersprang in tausend Teile, als er sie zur Arbeit ansetzte. Und der Schlegel ging schon entzwei, als er ihn kaum beim Stiel ergriffen hatte. So stand nun Bruder Liederlich verlassen und ohne Werkzeug da. Als er daran dachte, was ihm bevorstehe, traten ihm die Tränen in seine Augen, und er weinte über seine traurige Lage bitterlich.

Da kam aber das Mädchen herbei, das ihm gestern das Abendbrot gereicht, und brachte ihm jetzt das Mittagmahl.

„Bruder Liederlich, warum weinst du?“ sprach es freundlich.

„Ich soll da tausend Klafter Holz fällen, und mein Herr gab mir dazu gläsernes Werkzeug. Das ist alles beim ersten Streich zerbrochen, und wie soll ich jetzt meine Arbeit fertig bringen?“ So sprach der Bruder Liederlich traurig.

„iß und trink vorerst!“ sprach das Mädchen.

Als er gegessen und getrunken hatte, sagte ihm das Mädchen, er solle sich ein wenig zur Ruhe begeben. Bruder Liederlich folgte willig, legte sich in den Schatten eines Baumes und schlief bald ein. Da holte das Mädchen ein Zauberstäbchen hervor und schwang es ein paarmal durch die Luft, da standen die tausend Klafter Holz in schönen Scheitern schon aufgeschichtet da. Sie ging dann nach Hause, und abends kam der Böse zum Bruder Liederlich.

„Bruder Liederlich,“ sprach er, „deine Aufgabe ist gelöst, ich bin zufrieden mit dir!“

Am anderen Morgen suchte ihn der Böse wieder in seinem Stübchen auf. Er brachte ihm eine gläserne Haue, eine gläserne Schaufel und einen gläsernen Schubkarren und führte den Bruder Liederlich in eine steinige Wüstenei. Darinnen erhob sich ein hoher Berg, der war gebildet aus einem einzigen mächtigen Felsen.

„Schlage mir,“ sprach der Böse, „aus diesem Felsen heute tausend Klaster Pflastersteine. Abends komme ich wieder; hast du dann deine Aufgabe nicht gelöst, so kannst du dir den schlechten Lohn selbst zuschreiben.“

Der Böse verschwand hierauf, und Bruder Liederlich ging an die Arbeit. Beim ersten Hieb mit der Haue ging sie entzwei. Die Schaufel ging auch sogleich in Trümmer, und ein Stück derselben flog mit solcher Wucht an den gläsernen Schubkarren, daß auch der zerbrach. Hilflos stand Bruder Liederlich da und machte ein trauriges Gesicht. Da kam das Mädchen wieder mit dem Mittagmahle.

„Warum so traurig, Bruder Liederlich?“ fragte ihn das Mädchen.

„Ich soll tausend Klaster Würfelsteine brechen, und mein Herr gab mir dazu wieder gläsernes Werkzeug. Alles ist schon zerbrochen, und wenn du mir nicht wieder hilffst, so kann ich die Arbeit nicht vollenden.“

„ß und trink vorerst!“ sprach das Mädchen wieder. Und als Bruder Liederlich gegessen hatte, legte er sich nieder ins Gras und schlief bald ein. Das Mädchen aber holte ihr Zauberstäbchen hervor und schwang es durch die Luft, da standen die tausend Klaster Pflastersteine in Blöcken aufgeschichtet schon da.

Abends kam der Böse zum Bruder Liederlich.

„Deine Aufgabe ist gelöst, ich bin zufrieden mit dir!“ sprach er.

Am anderen Morgen brachte er ihm einen großen gläsernen Wasserschöpfer und führte ihn hinaus auf eine Wiese zu einem großen Teich.

„Heute schöpfe mir diesen Leich aus, so daß kein Tropfen Wasser in demselben bleibt. Abends komme ich wieder; hast du dann auch diese Arbeit gelöst, so wirst du mit deinem Lohne zufrieden sein.“

Bruder Liederlich machte sich an die Arbeit, aber der Schöpfer zerbrach, als er ihn das erstemal ins Wasser tauchte. Nun stand er wieder ohne Werkzeug da. Da kam aber auch schon wieder das Mädchen, das ihm schon zweimal geholfen hatte.

„Nun, Bruder Liederlich, wie ich sehe, hast du heute noch nicht viel gearbeitet,“ sprach es.

„Aber sieh doch, mein Herr gab mir einen gläsernen Schöpfer und der zerbrach sogleich. Wenn du mir nicht hilfst, bleibt mein Lohn aus.“

„iß und trink vorerst!“ sprach das Mädchen.

Als Bruder Liederlich nach dem Essen wieder ein Schläfchen machte, nahm das Mädchen das Zauberstäbchen wieder zur Hand und schwang es durch die Luft, da war der Leich so trocken, als ob nie ein Tropfen Wasser darinnen gewesen wäre.

„Deine Aufgabe ist gelöst, ich bin zufrieden mit dir!“ sprach der Böse, als er abends zum Bruder Liederlich kam.

Als Bruder Liederlich in seinem Stübchen saß, brachte ihm das Mädchen, das ihm bisher immer hilfreich zur Seite stand, das Nachtmahl.

„Morgen wirst du deinen Lohn erhalten,“ sprach das Mädchen zum Bruder Liederlich. „Wir sind hier drei Schwestern und sind in die Gewalt des Bösen gekommen, weil unsere Stiefmutter eine Zauberin war, die durch ihre Kunst viel Böses gestiftet hat. Sie hat auch uns in ihrer Kunst unterrichtet. Weil wir unsere Zauberkraft aber immer nur dazu verwendet haben, um Gutes zu stiften und unseren Mitmenschen zu helfen, muß auch uns der Böse aus seiner Gewaltentlassen. Er wird uns morgen dir vorführen, und du kannst dir unter uns dreien eine wählen, mit der du dann den Weg in die Welt antreten kannst. Bist du einmal frei, so benutze aber die erste Gelegenheit, um von hier wegzukommen, denn es könnte den Bösen

auch reuen, dich so schnell freigegeben zu haben. Und das eine sage ich dir noch: ich werde morgen in der Mitte, zwischen meinen Schwestern stehen."

Am anderen Tage kam der Böse zum Bruder Liederlich und sprach: „Weil du allen meinen Befehlen ohne Murren und willig nachgekommen bist, sollst du heute belohnt werden. Da hast du einen Beutel voll Goldstücke, die sollen dir als Reisegeld auf dem Wege in die Welt dienen, und damit du nicht allein wandern mußt, will ich dir eine Begleiterin geben.“

Hierauf führte der Böse dem Bruder Liederlich die drei Schwestern vor. Bruder Liederlich wählte sich die, welche in der Mitte stand und welche ihm seit seiner Ankunft zugetan war und ihm stets geholfen hatte.

Der Böse gab sie beide frei. Sie benutzten abends den ersten Augenblick, um ungesehen zu verschwinden. Das Mädchen nahm den Bruder Liederlich auf den Rücken und trug ihn in raschem Fluge durch die Luft.

Am folgenden Morgen, als der Böse frühzeitig sein Lager verließ, begann es ihn wirklich zu reuen, daß er die beiden Menschenkinder schon freigegeben hatte. Er dachte, sie seien noch in dem Zimmerchen, das er dem Bruder Liederlich angewiesen hatte. Er schickte einen seiner Gefellen hin, zu sehen, was sie trieben.

„Steht ihr denn noch nicht auf, Leutchen?“ rief er vor der Türe.

„Wir kleiden uns schon an,“ gab das Bett zur Antwort.

In einer Stunde schickte der Böse den Gefellen zum zweiten Male hin.

„Seid ihr noch nicht fertig?“ fragte er.

„Wir waschen uns gerade,“ antwortete die Waschschüssel.

Nach einer Stunde kam er wieder.

„Jetzt werdet ihr doch wohl schon fertig sein?“ fragte er wieder vor der Türe.

„Wir müssen uns doch auch kämmen,“ sagte der Kamm.

Nach einer weiteren Stunde kam der Geselle zum viertenmal.

„Der Meister ist schon ungeduldig; ihr sollt kommen.“

„Wir kehren nur noch aus,“ sprach der Besen.

Als es dem Bösen schon zu lange dauerte, kam er nach einer Stunde selbst. Er öffnete die Tür und sah, daß das Stübchen leer war.

„Schnell, schnell,“ rief er einem seiner Gesellen zu, „setze ihnen nach und bringe mir sie zurück!“

Der machte sich auf den Weg. Die beiden hatten aber während der Nacht und der fünf Stunden, während welcher das Bett, die Waschschüssel, der Kamm und der Besen den Bösen durch die Zauber- macht des Mädchens getäuscht hatten, einen großen Vorsprung ge- nommen, doch der Geselle des Bösen flog schneller und holte die beiden bald ein.

„Du,“ sagte das Mädchen zum Bruder Lieberlich, „es kommt uns einer nach und wird uns bald einholen. Ich verwandle mich schnell zu einem toten Pferde und dich zu einem Hunde, und du tust dann, als ob du an mir naschen wolltest.“

Wie der Teufel an ihnen vorbeikam, sah er das tote Pferd und den Hund wohl am Wege. Er ahnte aber nicht, daß dies die Ver- folgten sein könnten und kehrte schließlich unverrichteter Sache zu seinem Meister zurück.

„Hast du sie denn nicht gefunden?“ fragte ihn der Böse.

„Nein, Meister,“ antwortete der Geselle.

„Hast du auch sonst nichts Auffallendes gesehen?“ fragte der Mei- ster weiter.

„Sonst sah ich nichts, als ein totes Pferd am Wege, und daran fraß ein Hund,“ sprach der Geselle.

„O du dummer Bursche,“ rief der Böse, „hättest du den Hund genommen, so wäre das Pferd auch mitgekommen! Das waren sie ja.“

Der Böse schickte ihnen einen zweiten Gesellen nach.

„Bruder Lieberlich,“ sprach das Mädchen, als er ihnen nahe kam, „jetzt kommt der zweite. Ich verwandle mich in einen Blumen-

garten und dich in einen Gärtner. Du begießest dann im Garten die Blumen.“

Der Geselle sah den Garten und den Gärtner wohl, flog aber an ihnen vorbei und kehrte unverrichteter Sache heim.

„Hast du sie denn nicht gefunden?“ fragte auch den zweiten der Böse.

„Nein, Meister,“ antwortete der Geselle. „Hast du auch sonst nichts Auffallendes gesehen?“ fragte der Meister weiter.

„Sonst sah ich nichts, als einen Blumengarten, und darin stand ein Gärtner, der begoß die Blumen,“ sprach der Geselle.

„O du dummer Bursche,“ rief der Böse, hättest du den Gärtner genommen, so wäre der Garten auch mitgekommen. Das waren sie ja.“

Jetzt schickte ihnen der Böse den dritten Gesellen nach.

„Bruder Lieberlich,“ sprach das Mädchen, „hebt kommt der dritte uns nach. Ich werde mich in eine Kapelle verwandeln und dich in einen Pfarrer. Du stellst dich dann in die Kapelle und sagst:

Vorgestern war Montag,
Gestern war Dienstag,
Heute, am Mittwoch,
Ist der Zauber aus.“

Als der dritte vorbeikam, sah er die Kapelle und den Pfarrer wohl, flog aber weiter und kehrte ebenfalls unverrichteter Sache heim.

„Hast du sie denn nicht gefunden?“ fragte der Böse auch den dritten.

„Nein, Meister,“ antwortete er.

„Hast du auch sonst nichts Auffallendes gesehen?“ fragte der Böse weiter.

„Sonst sah ich nichts als eine Kapelle, und darin stand ein Pfarrer, der hielt eine Predigt,“ sprach der Geselle.

„O du dummer Bursche,“ rief der Böse, „hättest du den Pfarrer genommen, so wäre auch die Kapelle mitgekommen! Das waren

sie ja. Weiter läßt sich jetzt nichts mehr tun, denn meine Macht ist zu Ende, und sie sind frei.“

Bruder Liederlich kam mit dem Mädchen glücklich nach Hause. Da er in der Fremde brav geworden war, nahm ihn sein Vater mit Freuden auf. Bruder Liederlich, der jetzt gar kein liederlicher Bruder mehr war, sondern ein fleißiger, rechtschaffener Mann wurde, nahm das Mädchen, welches ihm so treu zur Seite stand, zur Frau und lebt mit ihr glücklich und zufrieden.

7. Die verwunschene Braut

Ein König hatte einen einzigen Sohn. Der ging einst zur Winterzeit in den Garten und schnitt sich eine Rute aus einem Strauch. Als er mit seinem Messer die Astchen von der Rute entfernte, schnitt er sich in den Finger, und das Blut tropfte in den Schnee. Da kam gerade der König herbei.

„Sieh, Vater,“ sprach der Prinz, „wie schön mein rotes Blut leuchtet im frischgefallenen weißen Schnee! Wenn ich einmal heiraten soll, so muß meine Braut so weiß sein wie Schnee und so rot wie Blut.“

„O,“ sagte der König, „da müßtest du gar weit reisen und in ferne Länder, um eine solche Braut zu finden.“

Als der Prinz um einige Jahre älter geworden war, da machte er sich wirklich auf die Reise, um eine Braut zu suchen, so weiß wie Schnee und so rot wie Blut.

Ein volles Jahr reiste er schon. Da kam er eines Tages in eine große Stadt. Als er durch die Gassen ritt, erblickte er plötzlich ein Mädchen in einem Fenster, das war so schön, wie er noch keines gesehen hatte. In einem Gesichte, so weiß wie Schnee, blühten zwei Wangen, so rot wie Blut.

Er verneigte sich tief vor ihr und fragte sie, ob er einige Worte mit ihr sprechen könnte.

„Dieser Wunsch ist schwer zu erfüllen,“ antwortete sie mit lieblicher Stimme, „denn alle Türen sind versperrt, und niemand kann herein zu mir. Doch gehe hinauf, schöner Prinz, auf den Marktplatz, dort sitzt ein häßliches Weib, das hält Obst feil. Kaufe dir dort einige Äpfel, Birnen und Nüsse und komme dann wieder hierher.“

Als er auf den Marktplatz kam, sah er die Alte schon von ferne. Sie war so häßlich, daß ihm vor ihr fast graute. Rasch kaufte er sich einige Stücke der gewünschten Obstsorten und entfernte sich dann schnell.

„Öffne jetzt eine der Nüsse mit deinem Messer!“ rief ihm das Mädchen zu, als er an das Haus zurückgekehrt war.

Er tat dies, und mit der Nuß zugleich öffneten sich alle Türen des Hauses. Nun konnte er ungehindert in das Stübchen des Mädchens gelangen.

„Ich bin ein Königssohn,“ sprach er, als er vor ihr stand, „und du sollst meine Frau werden.“

„Ach,“ erwiderte das Mädchen, „das kann dein Ernst nicht sein, denn ich bin arm und werde von der häßlichen Alten, die eine Zauberin ist, streng bewacht.“

„Ich bin Erbe eines Königsreiches,“ sprach der Prinz, „und frage daher nicht nach Geld und Gut. Deine Schönheit ist mir wertvoller als aller Reichtum, und wenn du mir gut sein willst, so errette ich dich aus der Gefangenschaft des bösen Weibes.“

„Willst du mich erlösen aus ihrer Gewalt,“ antwortete das Mädchen, „und mich in deinen Schutz nehmen, so will ich für immer dein Eigen sein.“

Hierauf ergriff das Mädchen einen Ziegel, der auf dem Tische stand. Darin war eine Salbe, mit der sie den Prinzen und sich selbst unter den Armen einsalbte. Dann nahm sie das Zauberstäbchen der Alten in die Hand, öffnete das Fenster, und husch! flogen sie beide aus dem Zimmer.

Als die Alte heimkam, fand sie alles offen und das Haus leer.

Sie raffte sich auf und flog den Fliehenden nach. Bald hörte das Mädchen die Alte hinter sich fliegen.

„Sie setzt uns nach und ist uns schon nahe,“ rief das Mädchen ängstlich. „Wirf schnell die Apfel hinter dich!“

Im selben Augenblicke verwandelten sich die Apfel in ein großes Meer, das sich zwischen die Zauberin und die Fliehenden legte. Die Alte mußte sich nun erst ausruhen, um über das Meer kommen zu können. Es dauerte jedoch nicht lange, da hatte sie neue Kräfte gesammelt und war ihnen über das Meer nachgeflogen und ihnen wieder nahe gekommen.

„Wirf die Birnen von dir!“ sprach das Mädchen.

Da entstand hinter ihnen ein mächtiger Wald mit himmelanstrebenden Bäumen. Wieder mußte die Zauberin ausruhen, bevor sie den Flug über den Wald wagen konnte, doch wieder holte sie die beiden bald ein.

Jetzt brach das Mädchen den Zauberstock in drei Teile und ließ sie fallen. Da befand sich die Zauberin plötzlich in einer endlosen Wüste, in der sie für den Augenblick die Richtung verlor.

„Du aber wirf schnell deine Nüsse hinab!“ rief das Mädchen dem Prinzen zu.

Die Nüsse verwandelten sich in wilde Tiere, welche die Hexe zerrissen, bevor sie sich in der Wüste zurechtfinden konnte.

Anderen Tages kamen sie glücklich in das Land des Prinzen. Vor der Residenz lag ein Gasthof am Wege, dort wollten sie die Nacht zubringen, um bei aufgehender Sonne den Einzug in die väterliche Burg zu halten.

Die Wirtin des Gasthofes war aber auch eine Zauberin. Die hatte eine Tochter, die außerordentlich häßlich war. Die Wirtin hatte den Prinzen erkannt.

„Du,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „jetzt hättest du die schönste Gelegenheit, Königin zu werden. Nimm diese Nadel und drücke sie der Braut des Prinzen, wenn sie schläft, in den Kopf und öffne hierauf

das Fenster. Dann wird die Prinzenbraut als eine Taube das Zimmer verlassen, und du kannst als Braut des Prinzen mit ihm ziehen."

Die Tochter tat, wie ihr gesagt wurde.

Als aber am anderen Morgen der Prinz in das Zimmer seiner Braut kam, erschraf er über alle Maßen, als er die Häßliche sah.

"Ja, bist du es denn oder nicht?" rief er entsetzt aus.

"O ja!" sagte die Wirtstochter, "doch hat mich die Anstrengung der Reise entstellt. Ich werde schon wieder schön werden."

Hierauf fuhren sie in die Residenz zum König. Als dieser die Nachricht von der Ankunft seines Sohnes und dessen Braut vernahm, eilte er ihnen mit Freude entgegen, doch als er die Braut erblickte, schlug er voll Entsetzen die Hände zusammen.

"Mein Sohn!" rief er aus, "ist das der Erfolg deiner mühevollen Reise? Eine solche Schreckensgestalt willst du auf den Thron setzen?"

"Ach, mein lieber Vater," sprach der Prinz wehmütig, "sie ist so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, doch hat sie die große Reise entstellt. Sie wird ja wieder so schön werden, wie sie vordem war."

Sechs Wochen waren seitdem vergangen, doch die Braut des Prinzen war während dieser Zeit nicht schöner geworden, und der arme Prinz ging niedergeschlagen und traurig umher.

Als er eines Tages sinnend in seinem Zimmer saß, flog plötzlich ein schneeweißes Läubchen durch das offene Fenster zu ihm herein. Er schloß rasch das Fenster, damit das Läubchen nicht entweichen konnte. Es war aber recht zahm, spazierte auf dem Tische ruhig hin und her und ließ sich auch willig von dem Prinzen streicheln.

Da trat auf einmal der König zum Prinzen in das Zimmer.

"Ei, was hast du da für ein liebliches Läubchen, mein Sohn?" fragte der König erstaunt.

"Es kam soeben zu mir in das Zimmer geflogen," antwortete der Prinz.

Auch der König liebte das zahme Tierchen und strich ihm mit der Hand über das Köpfchen. Da fühlte er auf einmal unter den

Federn ein kleines Knötchen, und als er näher hinsah, erblickte er den Kopf einer Stecknadel. Er faßte den Kopf mit seinen Fingern und zog die Nadel aus dem Kopfe der Taube. Im selben Augenblick fühlten der König und der Prinz das Schloß erbeben, und vor ihnen stand die rechte Braut des Prinzen.

„Vater,“ rief der Prinz hocheifrig aus, „das ist sie, die ich in fernen Landen gefunden!“

„Diese Braut lasse ich mir gefallen!“ rief auch der König erfreut. „Jetzt sehe ich doch, daß sich dein Wunsch erfüllt hat. Kommt herbei, meine lieben Kinder, und empfanget meinen Segen zu eurem Bunde.“

Die schöne Braut erzählte nun, wie sie durch die Zauberkünste der Wirtin in eine Taube verwandelt worden sei, damit ihre häßliche Tochter die Braut des Prinzen werden konnte.

Der König beschloß, die beiden bösen Frauen streng zu bestrafen. Er ließ am selben Tage ein großes Mahl richten, zu dem auch die Wirtin geladen wurde. Sie saß mit ihrer Tochter neben dem König obenan. Die rechte Braut hielt jedoch der Prinz in seinem Zimmer verborgen.

Im Gespräch richtete der König die Frage an seine Gäste, was man mit einem Menschen tun solle, der einem anderen nach dem Leben trachtete.

„Einem solchen Menschen,“ sagte die Wirtin, „muß man einen Scheiterhaufen errichten und ihn darauf verbrennen.“

„Du hast dir und deiner Tochter selbst das Urtheil gesprochen,“ sagte der König streng.

Er ließ die Henkersknechte kommen, welche das Urtheil an den beiden Weibern vollzogen.

Hierauf wurde die rechte Braut herbeigeholt, welche von allen mit lautem Jubel begrüßt wurde. Der Bischof war gleich zur Stelle und traute das schöne Paar, das lange Zeit glücklich und in Frieden lebte.

8. Die Bettlerin

Es war einmal eine alte Bettlerin, die ging von Haus zu Haus und von Thür zu Thür, um sich Almosen zu sammeln. Die Bettlerin bekam oft mehr, als sie verzehren konnte. Doch statt davon anderen Armen zu geben, trug sie alles nach Hause und legte es in ein großes Faß, das sie in einem Kämmerlein stehen hatte.

Als das Faß voll war, erkrankte die Bettlerin, und sie merkte wohl, daß es mit ihr zu Ende gehe. Da ließ sie den Pfarrer kommen, der versah sie mit den Tröstungen der Religion. Es war aber, als ob sie noch einen Kummer in ihrem Herzen hätte, der sie nicht sterben ließ.

Da fragte sie der Pfarrer, ob sie ihm vielleicht noch etwas anzuvertrauen hätte, damit ihre Seele erleichtert würde.

„Ach ja,“ sagte sie, „ich habe da in der Nebenkammer ein großes Faß voll Almosen zusammengespart, und es drückt mir fast das Herz ab, daß jetzt andere Leute davon genießen sollen und ich sie nicht mitnehmen kann.“

Kaum hatte die Bettlerin diese Worte gesprochen, so verwandelten sich die Almosen in dem Fasse in lauter Kröten und Schlangen. Die kamen scharenweise zur Thür hereingeströmt. Die Kröten legten sich zentnerschwer auf ihre Brust und nahmen ihr den Atem. Die Schlangen aber bissen sie, legten sich um ihren Hals und erwürgten sie.

So mußte die alte Bettlerin für ihren Geiz einen qualvollen Tod erleiden.

9. Die beiden Waisen

Es waren einmal zwei Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen. Der Knabe hieß Eduard und das Mädchen Marie. Sie hatten schon lange keinen Vater mehr, und nun war auch ihre Mutter gestorben. So standen sie einsam und verlassen und arm in der Welt.

Da sie in dem kleinen Dorfe, in dem sie lebten, weder Unterstützung noch Verdienst erhalten konnten, zogen sie in die weite Welt, um sich

einen Dienst zu suchen. Wo sie sich aber auch zur Arbeit anboten, wurden sie stets abgewiesen, denn sie waren schwerer Arbeit noch nicht gewachsen, da sie noch jung waren.

Endlich kamen sie nach langem Wandern an ein Wirtshaus, das in der Nähe einer großen Stadt an der Straße lag. Die Wirtin hatte eine einzige Tochter, die war über die Maßen häßlich, denn sie hatte eine große Nase, so lang wie eine Spanne. Die Leute nannten sie daher die Großnasige, doch hüteten sie sich, diesen Namen laut auszusprechen, denn sie fürchteten die Wirtin sehr, weil sie sich auf Zauberkünste verstand. Jeden Schimpf, der ihrer Tochter angetan wurde, rächte sie unerbittlich, weil sie dieselbe trotz ihrer Häßlichkeit über alles liebte und sie hätschelte wie eine Prinzessin.

Als die beiden Geschwister sich auch der Wirtin zum Dienst anboten, sprach sie: „Du, Mädel, dich kann ich brauchen. Du sollst meiner Tochter als Zofe dienen, sollst ihr schönes Goldhaar kämmen, sollst ihre zarten Füßlein waschen und sollst sie täglich schmücken wie eine Königsbraut. Für dich, Bursche, habe ich aber keine Verwendung. Geh du in die Residenz hinein, der junge König braucht einen Stallburschen, er wird dich vielleicht aufnehmen.“

So trennten sich denn die beiden Geschwister, obwohl es ihnen schwer fiel, denn sie hatten sich sehr lieb. Der Knabe ging, wie ihm geheißen war, in die Stadt, und der junge König stellte ihn als Stallburschen zu seinen Pferden in den Stall.

Ein Jahr war nun schon vergangen. Da schickte die Wirtin eines Tages die Zofe um Schminke für ihre Tochter in die Stadt. Als das Mädchen die Salbe gekauft hatte, ging es in die Königsburg, um seinen Bruder zu besuchen. Die Schwester aber war während dieses Jahres groß geworden und so schön wie eine Lilie. Der Bruder konnte sich nicht satt an ihr sehen. Er führte sie zu einem Maler und ließ sich ein Bild von ihr machen. Konnte er seine Schwester schon nicht bei sich haben, so wollte er sie doch täglich im Bilde sehen.

Wieder war ein Jahr vergangen. Eduard war eben mit seiner Arbeit

fertig geworden, hatte das Bild seiner Schwester hervorgeholt, besah es sich wie immer mit Freude und Borne und drückte schließlich voll Liebe einen Kuß auf das Bild.

„Was hast du da, mein Sohn?“ sprach plötzlich hinter ihm der König, der gekommen war, seine Pferde zu besehen.

„Es ist das Bild meiner Schwester, Majestät,“ sagte der Knabe mit glänzendem Auge.

Aber auch die Augen des Königs glänzten, als er sich das schöne Mädchenbild besah, und das Bild schwebte ihm noch vor den Augen, als er es dem Knaben bereits längst zurückgegeben hatte, und es ließ ihn nicht schlafen die ganze Nacht.

Anderen Tages kam er wieder in den Stall und sagte zu seinem Stallburschen: „Spanne meine vier schönsten Schimmel ein in die prächtigste Kutsche und hole mir deine Schwester, sie ist das schönste Mädchen meines Reiches und soll meine Frau werden!“

Der Bursche tat, wie ihm befohlen war, und fuhr zu seiner Schwester.

„Schwesterlein puße dich, so schön du kannst,“ rief er ihr zu, „du sollst zum König kommen und seine Frau werden!“

Als dies die Wirtin hörte, wurde sie grün vor Neid und dachte: „Was, ein solches Gänschen soll Königin werden? Da ist meine Tochter doch tausendmal würdiger als diese Betteldirne.“ Aber sie hielt ihren Groll an sich, nahm ihre Tochter beiseite und sprach lange geheimnisvoll mit ihr.

Zur Zofe aber sprach sie hierauf: „Mädel, heute schmückest du mein Töchterlein zum letztenmal. In Zukunft wird sie dir dienen. Sie will mit dir fahren und will deine Kammerfrau sein, wenn du Königin bist.“

Und das Mädchen mußte der Wirtstochter das schönste Seidenkleid antun, sie mit Blumen schmücken und ihr einen Goldkamm ins Haar stecken, der aussah wie eine kleine Krone. War die Tochter der Wirtin auch schöner gepußt als manche Fürstentochter, ihre Häßlichkeit und die lange Nase konnten nicht verdeckt werden, und die holde Schön-

heit ihrer bisherigen Zofe überstrahlte sie bei weitem, als sie nebeneinander in der prächtigen Kutsche saßen.

Auf dem Wege zur Königsstadt mußten sie mit dem Wagen durch einen Bach fahren. Je näher sie demselben kamen, desto mehr begannen die Augen der Wirtstochter unheimlich zu funkeln. Als sie zur Stelle kamen, und das Wasser des Baches unter den Tritten der Pferde emporspritzte, sagte die Wirtstochter plötzlich zu dem ahnungslos neben ihr sitzenden Mädchen:

„Mädel, Mädel, duck dich,
Daß dich das Wasser nicht anspricht,
Und dich die Sonne nicht anblitzt,
Mädel, Mädel, duck dich!“

Da duckte sich das arme Mädchen und wurde im selben Augenblick von der häßlichen Wirtstochter durch die niedere Thür der Kutsche in den Bach hinausgestoßen.

Das Wasser schlug hoch empor, und als es sich wieder geglättet hatte, schwamm auf dem Wasserspiegel ein weißes Entlein dahin. So führte die Großnasige den Plan aus, den ihr die böse Mutter im geheimen zugeflüstert hatte.

Die schöne Jungfrau war durch die Zaubermacht der Wirtin in eine Ente verwandelt worden, und ihre häßliche Tochter sollte nun Königin werden.

„Eduard,“ sagte die Großnasige zum Stallburschen, du hast jetzt gesehen, wie es deiner hochmütigen Schwester, die Königin werden wollte, ergangen ist. So und noch ärger wird es dir ergehen, wenn du dem König verrätst, daß ich nicht deine Schwester bin!“

Traurigen Herzens lenkte Eduard das Gespann in den Schloßhof. Dort harrte der König schon lange mit Sehnsucht der Ankunft seiner schönen Braut. Er eilte selbst herbei, um ihr den Wagenschlag zu öffnen. Entsetzt prallte er aber zurück, als das häßliche Mädchen dem Wagen entstieg. Er ließ sie hinaufgeleiten in ein Zimmer der Burg und beschied hierauf den Stallburschen zu sich.

„Bursche,“ herrschte ihn der König an, „wie wagst du es, mir dieses häßliche Weib statt deiner Schwester zu bringen! Oder hast du den Mut, zu sagen, daß es deine Schwester ist?“

Der arme Eduard schlotterte an Händen und Füßen. Die Angst vor der Macht der Zauberin drängte ihn zur Lüge.

„Herr König,“ stammelte er, „es ist meine Schwester.“

Der König fragte ihn noch zweimal, ob dies wahr sei, und noch zweimal gab ihm der Stallbursche dieselbe Antwort.

Der König ließ ihn binden und in den Turm werfen, dort mußte der Arme nun lange Zeit bei Wasser und Brot schmachten.

Der König hatte einen Torhüter, der hieß Klingewein. Klingewein stand eines Morgens am Tore, da watschelte ein weißes Entlein herbei, das rief gar traurig: „Kwa, kwa, kwa!“ und schließlich tat es den gelben Schnabel auf und sprach:

„Guten Morgen, Herr Klingewein!“

„Schön Dank, liebe Jungfrau fein!“

erwiderte hierauf der Torwächter.

„Was macht mein liebes Brüderlein?“

„Das sitzt im tiefsten Turm allein,“

gab der Torhüter zur Antwort.

Hierauf fragte das Entlein, ob es wohl noch einmal kommen dürfe, um sich nach seinem Brüderlein zu erkundigen.

„O ja!“ sagte der gute Klingewein, „nur fürchte ich, daß ich dir auch in Zukunft nicht bessere Auskunft werde geben können.“

Traurig ging das Entlein davon. Schon am nächsten Morgen kam es wieder.

„Guten Morgen, Herr Klingewein!“

„Schön Dank, liebe Jungfrau fein!“

„Was macht mein liebes Brüderlein?“

„Das sitzt im tiefsten Turm allein.“

Da quollen große Tränen aus den Augen des Entleins, und es sprach: „Oh, jetzt kann ich nur noch einmal kommen, und wenn Ihr

mir nicht bessere Nachricht von meinem Brüderlein geben könnt, so kann ich es wohl nie wieder sehen.“

Der Schmerz des armen Entleins stimmte auch den alten Klingewein recht traurig, und recht sonderbar kam ihm die Geschichte auch vor. Er entschloß sich, dem König die Sache zu erzählen und tat es auch.

Der König war voll Bewunderung über das Gehörte. Das Entlein gab vor, einen Bruder im Turme zu haben. Es wollte also die Schwester des Burschen im Turme sein. Und eben die Schwester des Burschen im Turme wollte dem König immer noch nicht aus dem Sinn, so sehr er dem Bruder auch grollte, der ihn, wie er glaubte, so arg betrogen hatte. Der König vermochte sich die Sache nicht zusammenzureimen.

Er ließ den Erzbischof holen. Dies war ein gar gelehrter Mann und erklärte gleich, daß hinter der Sache ein Zauber stecken müsse.

„Und ist dieser Zauber nicht zu lösen?“ fragte der König.

„O ja!“ erwiderte der Erzbischof. „Wir haben in der Kirche ein altes, hundertjähriges Altartuch. Ist das Entlein verzaubert, so wird sich der Bann schon lösen, wenn wir morgen, so es wieder kommt, das geweihte Tuch über dasselbe werfen.“

Der König konnte den Morgen des anderen Tages kaum erwarten. Schon frühmorgens stand er mit dem alten Altartuch und mit dem Erzbischof im Torbogen in der Nähe des alten Pförtners Klingewein verborgen.

Das Entlein ließ lange auf sich warten. Endlich kam es doch und ließ seinen traurigen Ruf ertönen:

„Kwa, kwa, kwa!“

Dann hub es an:

„Guten Morgen, Herr Klingewein!“

„Schön Dank, liebe Jungfrau fein!“

„Was macht mein liebes Brüderlein?“

„Das sitzt im tiefsten Turm allein.“

Die Antwort des alten Klingewein klang nicht besser als die Lage zuvor. Das fiel dem armen Entlein so schwer aufs Herz, daß es ihm fast brach. Es wandte sich ab und wollte gehen. Da sprang der König aus dem dunklen Torbogen hervor und warf das wundertätige Altartuch über das Entlein.

Als er das Tuch wieder emporhob, war das Entlein verschwunden und an seiner Stelle stand die schönste Jungfrau vor ihm, die er je gesehen, und eine Träne rollte über ihre Wange.

Der König schloß das Mädchen in seine Arme und sprach: „Weine nicht, mein schönes Bräutchen, du bist jetzt erlöst und auch dein Bruder soll erlöst werden aus dem Dunkel des Turmes.“

Und der König führte sie hinauf in sein schönstes Gemach und setzte sie auf seinen goldenen Thron.

„Hier sollst du in Zukunft sitzen an meiner Seite als meine liebe Königin,“ so sprach er.

Die schöne Braut mußte ihm erzählen, wie ihr von der bösen Wirtin und ihrer häßlichen Tochter mitgespielt wurde.

Hierauf ließ der König eine große Tafel decken, und die Hochzeit sollte alsbald gefeiert werden. Zur Tafel wurde aber auch die alte Wirtin abgeholt, und sie mußte sich mit ihrer Tochter obenan setzen. Die Königsbraut aber wurde in einem Nebengemach mit ihrem Bruder verborgen gehalten.

Am Schlusse des Mahles sagte der König: „Meine Herren und Frauen! Ich möchte euch, bevor wir uns vor den Altar begeben, ein Rätsel aufgeben, dessen Lösung mich schon lange plagt. Was soll nämlich mit einem Menschenpaare geschehen, das zweien armen unschuldigen Waisen nach dem Leben trachtete?“

Da sagte die Zauberin: „Mein lieber Herr Schwiegersohn, das will ich Euch schon sagen. Solch nichtswürdige Menschen steckt man in ein Faß, das innen mit fingerlangen Nägeln gespißt ist. Das Faß rollt man dann einen steilen Berg hinab, und das Wasser am Fuße des Berges mag sie tragen, wohin es will.“

Als die Alte dies gesprochen, öffnete der König die Thür des Nebenzimmers und führte die beiden Geschwister in den Saal. Zur Hexe aber sprach er: „Du hast dir und deiner Tochter das Urtheil bereits gesprochen, und es soll an euch auch alsogleich vollzogen werden.“

Hiermit übergab er die Wirtin und ihre Tochter den Henkern, und seine schöne Braut führte er noch desselbigen Tages zum Traualtar, Eduard aber machte er zu seinem obersten Stallmeister.

10. Der Husar

Es war einmal ein König, der war sehr reich. In seiner Schatzkammer hatte er die kostbarsten Geschmeide und Schüsseln, Teller und Pokale aus Gold in großer Zahl. Gold und Silber lagen in mächtigen Haufen da, und edle Steine waren in großer Menge vorhanden. Vor dem Hause aber, in dem sich die Schatzkammer befand, mußte jede Nacht ein Soldat Wache halten.

Nun geschah es aber, daß man seit einiger Zeit jeden Morgen den Wachposten erschlagen fand, und jedesmal fehlte aus der Schatzkammer einer der wertvollsten Gegenstände. Dem Übeltäter konnte man aber nicht auf die Spur kommen, nur die armen Soldaten zitterten davor, zur Schatzkammer auf die Wache kommandiert zu werden.

Da traf die Reihe einen Husaren. Der war unerschrocken, stets voll lustiger Einfälle und immer zu tollen Streichen bereit. Er bat sich von seinem Rittmeister nur die Erlaubnis aus, sein Pferd auf die Wache mitnehmen zu dürfen, dann, meinte er, werde er mit dem Bösewicht, der die vielen Kameraden erschlagen und die Schatzkammer geplündert habe, schon fertig werden. Der Rittmeister erlaubte ihm dies. Als es nun Abend zu werden begann, sattelte der Husar sein Roß und führte es mit sich auf die Wache vor die Schatzkammer. Dort zog er seinen Säbel und rigte mit der Spitze desselben einen großen Kreis um das Pferd in die Erde. Innerhalb des Kreises rigte er noch ein Kreuz in den Boden ein. Dies tat er, damit ihm

gottlose Wesen nicht nahe kommen könnten. Dann schwang er sich in den Sattel und hielt mit gezücktem Säbel Wache.

Als die Mitternachtsstunde nahte, begann sein Pferd unruhig zu werden. Es blies seine Nüstern auf und fing an, laut zu schnauben. Da sah der Husar scharf vor sich hin und erblickte einen Zwerg mit langem Barte. Der sah ihn mit glühenden Augen zornig an.

„Reite heraus aus dem Kreis!“ rief der Zwerg.

„Das werde ich bleiben lassen,“ antwortete der Husar, „denn dann würdest du mich erschlagen, wie du es mit meinen Kameraden getan hast.“

„Ich sehe,“ sprach der Zwerg, „du bist vernünftiger als sie. Mit dir will ich also anders handeln. Verlasse die Stadt und dieses Königreich, so will ich dich reich und zu einem großen Herrn machen.“

„Das tue ich auch nicht,“ erwiderte der Husar, „ich habe meinem Könige Treue geschworen und will sie halten.“

„Wenn du so sprichst,“ rief grimmig der Zwerg, „so wird es dir auch nicht besser ergehen als deinen Kameraden.“

Bei diesen Worten zog der Zwerg eine lange eiserne Peitsche hervor. Die wollte er dem Husar um den Hals schlagen und ihn so vom Pferde herunterreißen.

Als dies der Husar merkte, gab er seinem Pferde die Sporen und rief: „Faß den Zwerg!“ Da machte das Roß einen gewaltigen Satz, erfaßte den Zwerg mit seinem kräftigen Gebiß und zausete und schüttelte ihn so arg, daß ihm beinahe das Leben aus dem Leibe gefahren wäre.

Der Zwerg heulte und jammerte erbärmlich.

„Laß mich los, guter Husar,“ rief er, „ich schenke dir dafür einen Beutel mit Geld, der niemals leer wird.“

„Das läßt sich hören,“ sprach der Husar, „doch leg ihn in den Kreis hinein, dann kannst du laufen.“

Der Zwerg ließ den Beutel in den Kreis fallen.

„Laß ihn laufen!“ sagte jetzt der Husar zu seinem braven Roß, und

der Zwerg lief davon, als ob ihm der Boden unter den Füßen gebrannt hätte.

Morgens wurde der Husar abgelöst. Alles war erstaunt, ihn noch am Leben zu finden.

„Erzähle mir alles genau,“ redete ihn der Rittmeister an, „was dir begegnet ist, und wie es kam, daß du die Nacht überlebstest, da vor dir doch nahe an hundert Kameraden auf der Wache den Tod fanden.“

„Mir“, antwortete der Husar, „ist nichts Sonderliches begegnet. Die Hauptsache bleibt, daß ich noch lebe.“

Er wollte deshalb nichts verraten, denn er hoffte, von dem Zwerg noch ein zweites so wertvolles Geschenk zu erhalten, wenn er noch einmal zur Wache kommandiert werden sollte.

„Wenn du nicht sprechen willst,“ drohte der Rittmeister, „so mußt du heute abend die Wache vor der Schatzkammer noch einmal beziehen.“

„Das will ich schon tun,“ erwiderte der Husar, „und ich hoffe, daß ich wieder mit dem Leben davonkomme.“

Der Husar wollte nun vorerst versuchen, ob der Beutel, den er bekommen hatte, wirklich nicht leer werde. Als er allein war, schüttelte er ihn vor sich aus. Blanke Silbertaler und funkelnde Goldstücke kolkerten in großer Menge daraus hervor. Er streifte sie zusammen und verbarg sie in seinen Taschen. Wie er sich aber nach seinem Beutel umsah, stand er schon wieder vollgepfropft und straff da.

„Holla,“ dachte er sich, „wenn dies wirklich so ist, so kann ich heute meinen Kameraden einen guten Tag machen.“ Er rief alle seine Freunde zusammen und führte sie in ein Gasthaus. Dort ließ er an guten Speisen und feinen Getränken auftragen, bis sich die Tische bogen. Die armen Soldaten, bei denen Schmalhans gar oft Küchenmeister war, konnten sich wieder einmal für ein paar Tage satt essen, und mancher unter ihnen hatte ein Gläschen zuviel getrunken, so daß ihm das Marschieren in Reih und Glied schwer gefallen wäre.

Abends mußte der Husar wieder den Wachposten beziehen. Er zog wieder den Kreis, machte das Kreuz darin, stellte sein Pferd

hinein und setzte sich in den Sattel. In der Nacht erschien der Zwerg wirklich wieder.

„Bist du es wieder?“ rief ihn der Zwerg zornig an.

„Wie du siehst,“ antwortete der Husar ruhig.

„Reite heraus aus dem Kreis!“ schrie der Zwerg.

„So wenig wie gestern,“ entgegnete der Husar.

Da zog der Zwerg auch schon wieder die lange eiserne Peitsche hervor.

„Faß den Zwerg!“ rief der Husar seinem Pferde zu und gab ihm die Sporen. Da hatte das Roß den Zwerg auch schon erfaßt und beutelte ihn noch ärger als die Nacht zuvor.

„Gib mich frei, guter Husar,“ winselte der Zwerg, „ich schenke dir einen Mantel, der dich unsichtbar macht, und mit dem du die ganze Welt durchfliegen kannst.“

„Den werde ich nicht zurückweisen,“ sprach der Husar, „doch lege ihn in den Kreis hinein, dann darfst du gehen.“

Der Zwerg tat, wie ihm geheißen.

„Laß ihn laufen,“ sprach der Husar zum Pferd. Es gab ihn frei, und der Zwerg entschwand unter entsetzlichen Flüchen.

Mit Anbruch des Tages wurde der Husar wieder abgelöst. Der Rittmeister drang wieder in ihn, zu sagen, was er erlebt habe.

„Ich bin mit heiler Haut davongekommen,“ entgegnete der Husar, „und das mag Euch genügen, Herr Rittmeister.“

„Wenn du nicht sprechen willst,“ sagte der Rittmeister, „so werde ich dir fünfundzwanzig Stockstreich geben lassen.“

„Die werde ich auch noch ertragen,“ antwortete der Husar.

Der Rittmeister ließ eine Bank bringen, auf die sollte sich der Husar legen, damit ihm die fünfundzwanzig Streiche aufgemessen werden könnten. Der Husar aber zog den Mantel aus der Tasche, den er vom Zwerg erhalten hatte, und hüllte sich damit ein. Im selben Augenblick war er für die Umstehenden unsichtbar geworden. Im Handumdrehen erfaßte der Husar den Rittmeister, legte ihn auf

die Bank und hielt ihn fest. Der Profos war kurzichtig und merkte die Verwechslung nicht. Er schlug kräftig auf den Rittmeister ein, soviel der auch sich sträubte und schrie, und zählte ihm die Fünfundzwanzig auf. Als er sie hatte, ließ ihn der Husar los.

Der Rittmeister schnaubte und tobte vor Zorn.

„Ins Gefängnis mit dem unverschämten Husaren!“ schrie er. Und damit er sehe, daß sein Befehl richtig vollzogen werde, begleitete er den Husaren bis zur Thür des Kerkers. Während der Kerkermeister öffnete, zog der Husar wieder den Mantel hervor, warf ihn sich um und stieß den Rittmeister in die dunkle Zelle. Der Kerkermeister, in der Meinung, der Husar sei hineingeworfen worden, sperrte ruhig zu und entfernte sich trotz des Fluchens und Polterns, das er von innen hörte.

Abends wurde dem Gefangenen das Nachtmahl gebracht, da sah man erst, daß nicht der Husar, sondern der Rittmeister im Loche saß.

Zur Strafe für die schlechten Spaß, die er sich mit seinem Rittmeister erlaubt hatte, mußte der Husar jetzt zum drittenmal auf Wache zur Schatzkammer gehen.

Er bestieg sein Roß und ritt ruhig hin. Dort zog er wieder den Kreis, machte das Kreuz und stellte sich mit seinem Pferd hinein. Diesmal setzte er sich nicht in den Sattel, und das war sein Glück.

Der Zwerg kam um Mitternacht wieder, schlich sich aber still heran. Und als er nahe genug war, schwang er, ohne ein Wort zu reden, seine lange eiserne Geißel. Er traf jedoch den Husaren nicht, da er über den Kopf des Pferdes hinzielte, wo er ihn sitzend glaubte.

„Faß den Zwerg!“ schrie der Husar. Doch, er hätte es nicht nötig gehabt, denn das brave Tier hatte den Zwerg schon ergriffen. Diesmal faßte es ihn gerade am langen Bart, wo die Zwerge am empfindlichsten sind.

„Laß mich los, laß mich los!“ heulte der Zwerg. „Ich gebe dir eine Trompete. So oft du hineinbläsest, so oftmal steht ein Regiment Soldaten für dich zum Dienste bereit. Und brauchst du die Soldaten

nicht mehr, so setze die Trompete wieder an den Mund und sauge die Luft aus ihr heraus, dann werden sie wieder verschwinden.“

„Eine solche Trompete könnte ich wohl brauchen,“ rief lachend der Husar, „wirf sie zu mir in den Kreis herein, dann wollen wir weiter reden.“

Der Zwerg warf ihm die Trompete zu. Sie war aus blankem Gold.

„Jetzt noch eins,“ rief der Soldat, „wenn du es wagst, noch einmal zu kommen, so lasse ich dir durch mein Roß die Seele aus dem Leibe schütteln.“

„Nein,“ fluchte der Zwerg, „laß mich nur los, ich komme sicher niemals wieder.“

„Laß ihn laufen!“ sagte der Husar zu seinem Pferd.

Der Zwerg verschwand.

Als die Sonne aufging, erschien die Ablösung, und mit ihr kam der Rittmeister mit seiner ganzen Schwadron.

„Der Bursche lebt wirklich auch heute noch,“ sprach der Rittmeister für sich, „das kann nicht mit rechten Dingen zugehen.“ Dann sagte er zum Husaren: „Wenn du mir noch nicht sagst, was sich in den drei Nächten zutrug, so lasse ich dich durch meine Schwadron draußen auf der Heide in Stücke hauen.“

„Ich will Euch vorerst sagen, Herr Rittmeister,“ antwortete der Husar, „daß die Wache von heute an nicht mehr belästigt werden wird, was ich sonst noch zu berichten hätte, werde ich Euch erst erzählen, wenn Ihr mich habt in Stücke hauen lassen.“

Auf diese Worte wurde der Rittmeister zornig, ließ den Husaren von der Schwadron in die Mitte nehmen und ritt ihr voraus hinaus auf die Heide. Dort sollte jetzt der Husar den Tod erleiden.

„Herr Rittmeister,“ sprach der Husar, „jedem Verurteilten ist vor seinem Tode noch ein Wunsch gestattet, so erlaube mir denn, daß ich Euch vor meinem Sterben noch ein schönes Stück auf meiner neuen Trompete vorblase.“

„Das kannst du tun!“ antwortete der Rittmeister.

Der Husar tat einen langgezogenen Stoß in seine Trompete, da stand ein prächtiges Regiment hinter ihm, das schaute kampfesmutig auf die kleine Schwadron. Dann blies er noch einmal, da stand ein zweites Regiment rechts von der Schwadron, und dann blies er zum drittenmal, da stand ein drittes Regiment links von der Schwadron. Der Husar aber trug die Uniform eines Generals und hatte einen blinkenden Helm auf seinem Haupte.

„Kamerad,“ rief jetzt der neue General mit strengem Gesichte den Rittmeister an, „jetzt ist es an Euch, den letzten Wunsch zu tun, denn meine drei Regimente stehen da, um Euch und Eure Schwadron in Stücke zu hauen.“

„Herr General,“ stammelte der Rittmeister erbleichend, „Ihr habt mir gestern arg mitgespielt und habt mich durch Eure Verschwiegenheit auf das äußerste gereizt. Verzeiht mir und laßt meine Leute nicht unschuldig sterben!“

Da ritt der General lächelnd auf den Rittmeister zu und reichte ihm die Hand.

„Es war nicht so böse gemeint,“ sprach er, „wie es gesagt war. Und wenn du willst, wollen wir gute Kameraden werden, von hier fortziehen und in der weiten Welt irgendwo unser Glück zu finden suchen.“

Der Rittmeister war damit einverstanden. Der General aber setzte seine Trompete an den Mund, sog die Luft aus derselben in drei Absätzen ein, da waren die drei Regimente wieder verschwunden, und der General stand wieder als ein gewöhnlicher Husar vor dem Rittmeister.

Hierauf ritten sie wieder in die Stadt zurück, und der Rittmeister und der Husar kündigten ihren Dienst auf. Der Husar nahm Abschied von seinem braven Roß, dann hängte er sich die Trompete um, steckte den Beutel zu sich und breitete seinen Mantel auf dem Boden aus. Er setzte sich darauf und lud den Rittmeister ein, ein Gleiches

zu tun. Kaum saßen sie, als sich der Mantel zu heben begann und die beiden über alle Häuser und Türme hoch in die Lüfte und dann über die Flüsse, Berge und Länder hintrug, wohin es der Husar nur haben wollte.

Während dieses Fluges auf dem Mantel spähte der Husar immer nur nach den größten Städten, wo Kaiser und Könige wohnten. Keine aber wollte ihm gefallen. Da sah er plötzlich eine, die arg zerflossen und vom Feinde dicht umlagert war.

„Hier wollen wir uns niederlassen!“ sprach der Husar.

Der Mantel sank langsam tiefer und tiefer und setzte die beiden vor dem königlichen Palaste ab. Der bedrängte König sah gerade zum Fenster heraus, als die beiden aus der Luft zur Erde schwebten. Er glaubte, es müßten rettende Engel sein, die ihm der Himmel sandte. Er ließ sie zu sich heraufkommen.

„Wer seid ihr?“ redete sie der König an.

„Gute Freunde, die Euch helfen wollen,“ antwortete der Husar.

„Ach,“ sprach der König, „ihr seit ja nur euer zwei. Womit könntet ihr mir helfen?“

„Mit dem, was Euch fehlt, Herr König, mit Geld und mit Soldaten, soviel Ihr nur wollt.“

„Ach,“ seufzte der König wieder, „woher wolltet ihr so viel Geld und Soldaten in der Eile nehmen, um helfen zu können? Meine Schatzkammer ist leer, meine Soldaten sind fast alle tot, und der Feind rüstet eben zum letzten Sturm. Wenn eure Hilfe nicht schnell kommt, so bin ich bis zum Abend verloren.“

„Mut, Herr König,“ sprach der Husar, „Ihr werdet nicht fallen, sondern siegen. Schließet mir vorerst Eure Schatzkammer auf und laffet mich eine Weile allein drinnen.“

Der König führte den Husaren in die Schatzkammer, sie war wirklich ganz leer. Als der Husar allein war, zog er seinen Geldbeutel hervor und leerte ihn aus, dann steckte er ihn ein, da war er schon wieder voll. Er zog ihn wieder hervor und leerte ihn noch einmal

aus. So trieb er es wohl eine Stunde lang, bis die Schatzkammer voll war.

Der König wollte seinen Augen nicht trauen, als er das viele Geld sah. Der Husar führte dann den König auf einen Balkon, von wo aus man auf den großen freien Platz vor der Burg sehen konnte. Dort setzte er seine goldene Trompete an den Mund und blies hinein: einmal, zweimal, dreimal und zehnmal und zwanzigmal und so oft er blies, so oft erschien ein Regiment schmucker, kräftiger Soldaten. Da waren Reiter, Kanoniere und Fußvolk, jedes Regiment hatte auch seinen Oberst, und der Hauptmann war ihr General und der Husar der Feldmarschall über alle. Der König aber riß nur Mund und Augen auf und konnte sich nicht genug verwundern über das, was um ihn vorging.

Jetzt begann der Husar als Feldmarschall zu kommandieren, und der General kommandierte auch, und was sie kommandierten, das kommandierten auch die Obersten. Die Trompeten schmetterten, die Trommeln rasselten, und die Militärmusiken brausten mächtig durch die Stadt. So zogen die vielen Regimente dem Feind entgegen und vertrieben ihn nach kurzer Zeit. Der König hatte vom Turme seiner Burg aus der siegreichen Schlacht zugeesehen.

Als die Truppen unter lustigen Siegesmärschen wieder einzogen, eilte der König dem Feldmarschall entgegen und umarmte und küßte ihn vor Freude. „Mein lieber Sohn,“ sprach er, „du hast mich errettet. Ich kann dir nicht besser danken, als wenn ich dir meine einzige Tochter zur Frau gebe und dich zum König meines Landes mache. Dein General aber soll dein erster Feldmarschall sein.“

Die Hochzeit wurde auch gleich gefeiert und dabei unter die Soldaten und das Volk Gold- und Silberstücke geworfen. Das war ein Jubel, wie er in diesem Lande noch nie erlebt worden war.

11. Dumm und noch dümmer

Ein Bauer hatte zwei Töchter, die arbeiteten eines Tages mit ihm auf dem Felde. Die Sonne brannte heiß, und der Bauer wurde durstig. Da schickte er seine jüngere Tochter zum Brunnen um Wasser.

Als sie ihren Krug gefüllt hatte, blickte sie hinab in den tiefen Brunnen und sprach: „Ach, wenn mein Häschen in diesen Brunnen fiel, müßte es wohl ertrinken.“

Und als das Mädchen weiter dachte, daß es dann kein Häschen mehr hätte, wenn es im tiefen Brunnen ertrunken wäre, da wurde es ihm weh um das Herz, und es fing bitterlich an zu weinen, und es weinte ohne Unterlaß wohl eine gute halbe Stunde.

Weil dem Vater das Mädchen zu lange ausblieb, schickte er seine ältere Tochter zum Brunnen. Sie sollte schauen, wo ihre Schwester so lange blieb. Als sie zum Brunnen kam, machte sie der Schwester Vorwürfe, daß sie den Vater so lange auf das Wasser warten lasse.

„Ach, liebe Schwester,“ sprach das Mädchen, „schau, ich dachte daran, daß mein Häschen ertrinken müßte, wenn es in diesen tiefen Brunnen fiel, da wurde mir weh ums Herz, und ich mußte weinen.“

Als die ältere Schwester die jüngere so traurig sah, da wurde auch ihr weh ums Herz, und sie setzte sich neben ihre Schwester und weinte mit ihr, und sie weinten beide gemeinsam ohne Unterlaß wohl eine gute halbe Stunde.

Weil keine seiner Töchter zurückkehren wollte, machte sich der Bauer jetzt selbst auf den Weg zum Brunnen. Er schalt die beiden Mädchen und fragte sie, ob sie ihn denn wollten verschmachten lassen.

„Ach, lieber Vater,“ antwortete die jüngere Tochter, „ich dachte daran, daß mein Häschen ertrinken müßte, wenn es in diesen tiefen Brunnen fiel. Da wurde mir weh ums Herz, und ich mußte weinen.“

„Ach, lieber Vater,“ sprach darauf die ältere Tochter, „als mir meine Schwester sagte, daß ihr Häschen ertrinken müßte, wenn es

in diesen tiefen Brunnen fiel, da wurde auch mir weh ums Herz, und ich mußte mit ihr weinen.“

„Oh, ihr Närrinnen,“ sprach jetzt der Bauer, „ihr würdet mir durch eure Dummheit das Leben noch ganz verleiden, wenn ich noch länger bei euch bliebe. Ich will darum fort von euch und in die weite Welt gehen und nie mehr zurückkehren, es sei denn, daß ich Menschen finde, die noch dümmer sind, als ihr es seid.“

Der Bauer nahm nur eine Schaufel, eine Schaffschere und eine Sichel mit sich und zog fort. Nach langer Wanderung kam er in ein anderes Land. Dort waren gerade die Nüsse reif geworden, und die Leute schlugen sie mit langen Stangen von den Bäumen. Als die Bäume leer standen und die Nüsse dicht nebeneinander auf der Erde lagen, griffen die Leute zu großen Heugabeln und wollten damit die Nüsse auffassen und in den Wagen werfen.

Etwas so Unvernünftiges hatte der Bauer nicht bald gesehen.

„Leuten,“ sprach er, „ich will euch helfen.“

Er faßte seine Schaufel beim Stiel und begann damit die Nüsse in den Wagen zu werfen. Das ging aber so lustig und flink, daß den Leuten beim Zusehen vor Staunen die Mäuler offen blieben. Sie hatten ein solches Wunderwerkzeug noch nie gesehen und kauften dem Bauern die Schaufel um schweres Geld ab.

„Wenn ich noch mehr solche dumme Leute finde, die mir auch meine Schere und die Sichel so teuer bezahlen, dann bin ich ein reicher Mann,“ so dachte der Bauer und zog weiter.

Nach einiger Zeit kam er in ein anderes Land. Dort hatten die Leute ein Gerät, das sah aus wie ein Spinnrad. Damit spannen sie den Schafen die Wolle vom Leib herab. Die armen Schäfchen mußten dabei aber viel leiden, denn es wurde ihnen die Wolle ausgerauft, und wenn das Werkzeug kräftig zugriff, ging wohl auch ein Stück der Haut mit, und die Wolle färbte sich rot vom Blute der armen Tiere.

So großer Unverstand war dem Bauern noch nicht begegnet.

Er nahm ein Schäfchen, zog seine Schere hervor und scherte es glatt ab. Die Wolle aber band er auf einen Stab wie auf einen Kocken. Dann setzte er sich an das Spinngerät und spann, daß die Spindel sauste. Die Schäfchen tanzten vor Freude, als sie dies sahen, und die Leute kauften dem Bauern die Schere um tausend Taler ab. Dann wanderte er weiter und kam wieder in ein anderes Land.

Dort waren die Leute gerade mit der Weizenernte beschäftigt. Das war aber eine gar mühsame Arbeit. Sie hatten keine Sichel und mußten jedes Hälmschen einzeln aus der Erde ziehen.

Als der Bauer das sah, mußte er über die Beschränktheit der Leute laut lachen.

„Leutchen,“ sprach er, „ich will euch helfen.“

Auf einen Streich mit der Sichel legte er hundert Halme zu Boden, und seine Arbeit floß so schnell, daß er die staunenden Leute weit hinter sich ließ. Dieses Wunderding, sagten sie unter sich, müßten sie haben, und wenn es ein Vermögen kosten sollte. Auf freiem Felde wurde schnell ein Gemeinderat abgehalten und dem Bauern für die Sichel der Inhalt der Gemeindefasse versprochen. Der Bürgermeister aber wurde dazu bestimmt, die Sichel im Triumphe in das Dorf zu tragen.

Er hing sich die Sichel in das Genick und schritt stolz seiner Gemeinde voraus. Die Sichel aber war scharf und schnitt dem Bürgermeister den Hals auf. Als die Leute dies sahen, verlangten sie, daß über die Sichel Gericht gehalten werde, weil sie den Ersten und Obersten unter ihnen heimtückisch verletzt habe. Sie wurde zu Stockstreichen verurteilt, und die Strafe sollte gleich vollzogen werden. Die Männer bewaffneten sich mit Stöcken und Stangen und hieben auf die Sichel los. Einer unter ihnen aber traf sie auf die aufgekrümmte Spitze. Da sprang sie klasterthoch in die Höhe.

Alles glaubte jetzt, die Sichel sei lebendig geworden und trachte jedem nach dem Leben. Die Leute flüchteten, so schnell sie konnten, in das Dorf und in ihre Häuser.

Der Bauer aber wurde gebeten, das Dorf von der bissigen Sichel zu befreien und sie wieder mit sich fort zu nehmen. Er bekam dafür das Vermögen der Gemeinde und ist ein reicher Mann geworden. Er machte sich dann auf den Heimweg, weil er Leute gefunden hatte, die noch viel dümmer waren als seine beiden Töchter.

12. Der Zauberlehrling

Es war einmal ein Handwerker, der hatte einen Sohn. Weil er aber sehr arm war, schickte er ihn in die Fremde.

„Ziehe hinaus in die Welt, mein Kind,“ sprach der Vater zu seinem Sohne, „du wirst dir dort leichter dein Brot verdienen als in unserem armen Dörflein.“

Der Sohn nahm Abschied von seinen Eltern und ging fort. Er war noch nicht lange unterwegs, da begegnete ihm ein Herr, der fragte ihn, wohin er reise.

„Ich suche einen Dienst,“ sprach der Knabe, „und will mir Geld verdienen.“

„Das trifft sich gut,“ antwortete der Herr, „ich kann dich brauchen. Deine Arbeit wird leicht und dein Lohn gut sein, wenn du brav und fleißig bist. Folge mir!“

Der Herr führte den Knaben in eine einsame Gegend und zu einem großen Hause. In dem Hause wies er ihm ein Zimmerchen an und führte ihn dann in dem Gebäude umher. Da stieß ein großer Saal an den anderen, und ringsum an den Wänden standen Schränke, die auf und auf mit Büchern gefüllt waren.

„Du hast weiter nichts zu tun, als diese Bücher zu hüten und sie der Reihe nach vom Staube zu reinigen. Mit Speise und Trank wirst du stets versehen sein, denn das Tischchen in deinem Zimmer ist ein „Tischlein, deck dich“. Wenn du zu essen wünschst, so wird es immer mit den besten Speisen gedeckt sein. Willst du dich unterhalten, so findest du im Garten eine Kegelbahn. Schiebst du die Kugel

hinaus, so wird sie von selbst wieder zu dir zurückkehren, und die Regel werden sich von selbst wieder aufstellen. Nach einem Jahr werde ich wieder zu dir kommen und dir deinen Lohn bringen.“

Als der Herr dies gesagt hatte, ging er fort, der Knabe aber ging gleich an die Arbeit. Er nahm ein Buch nach dem anderen in die Hand und stellte es dann wieder sorgsam an seinen Platz. Ab und zu blickte er auch in ein Buch hinein, da ward er bald gewahr, daß es lauter Zauberbücher waren, und der Herr, dem die Bücher gehören, ein Zaubermeister sein müsse. Je öfter er die Bücher in die Hand nahm, desto häufiger las er darinnen, und als das Jahr um war, da konnte er schon eine Menge der Sprüche auswendig.

Eines Tages kam der Zaubermeister wieder zu ihm. Er ging von Saal zu Saal und fand seine Bücher in schönster Ordnung.

„Du hast deine Arbeit brav gemacht,“ sagte der Zaubermeister zum Knaben, „und wenn du willst, so kannst du noch ein Jahr bei mir bleiben.“

„Ich will Euch recht gerne noch ein Jahr dienen,“ antwortete der Knabe, „aber Ihr müßt mir erlauben, daß ich meinen Eltern meinen Jahreslohn bringe, denn sie sind arm, und ich möchte ihnen gerne mit dem zu Hilfe kommen, was ich mir verdient habe.“

„Das kannst du tun,“ sprach der Zaubermeister, „doch halte dich nicht lange bei deinen Eltern auf und eile, daß du bald wieder zurückkommst.“

Der Zaubermeister gab dem Knaben schöne Kleider, daß er aussah wie ein junger Herr. Dann füllte er ihm eine Handtasche mit Banknoten an und führte ihn hinab vor das Thor, da stand ein Wagen mit vier Pferden bespannt. Der Knabe setzte sich in den Wagen, der Kutscher ergriff die Zügel, dann ging es in Windeseile fort. In kurzer Zeit hielt das Gespann vor dem Hause der Eltern. Der Knabe eilte hinein, begrüßte Vater und Mutter und gab ihnen das viele Geld. Die guten Leute erschrafen fast, als sie die Menge des Geldes sahen.

„Ich habe es auf ehrliche Weise verdient,“ sagte der Knabe, „und ihr könnt es ohne Sorge nehmen.“

Bald darauf setzte sich der Knabe wieder in den Wagen, und ehe die Sonne sank, war er wieder bei seinem Herrn.

„Berrichte deine Arbeit wie bisher,“ sprach der Zaubermeister, „in einem Jahre komme ich dann wieder.“

Der Knabe verrichtete seine Aufgabe treulich, aber er las auch wieder fleißig in den Büchern, so daß er sie schon zur Hälfte auswendig kannte, als das zweite Jahr abgelaufen war.

Als sein Meister am Ende des zweiten Jahres wiederkam, war er mit seinem Diener so zufrieden wie im ersten Jahre. Er bat ihn, noch ein Jahr zu bleiben und füllte ihm diesmal die Tasche mit blanken Talern. Er durfte sie wieder seinen Eltern bringen.

Im dritten Jahre tat er seine Arbeit nicht minder fleißig als in den beiden ersten, doch studierte er noch eifriger in den Büchern als zuvor. Am Ende des dritten Jahres konnte er alle Bücher auswendig.

„Willst du noch ein Jahr bei mir bleiben?“ fragte ihn der Zaubermeister, als er kam.

„Nein, Herr,“ antwortete der Bursche, „laßt mich jetzt zu meinen Eltern gehen. Sie sind schon betagt, und es würde mir leid tun, wenn sie sterben sollten, und ich könnte sie nicht an ihr Grab begleiten.“

„Nun denn,“ sprach der Zaubermeister, „so ziehe hin.“

Er füllte ihm zum letzten Male die Handtasche mit funkelnden Dukaten.

Der Knabe war während der drei Jahre zum kräftigen Jüngling herangereift. Als er nach Hause kam, sah er, daß sein Vater durch das Geld, das er ihm gebracht hatte, ein wohlhabender Mann geworden war. Er arbeitete jetzt mit vierundzwanzig Gesellen. Das kleine Häuschen war aber für die vielen Leute fast zu klein.

„Vater,“ sprach der Jüngling, „ich will dir mit dem Gelde, das ich im letzten Jahre verdiente, ein stattliches Haus bauen.“

Der Jüngling kaufte eine große Heide vor dem Dorfe, ließ einen geschickten Baumeister mit seinen Werkleuten kommen und ließ auf der Heide ein mächtiges Gebäude errichten, das sollte aussehen wie ein Grafenschloß.

Die Leute fingen auch gleich zu bauen an, doch war das Haus noch nicht zur Hälfte fertig, so war das Geld auch schon zu Ende.

„Vater,“ sprach jetzt der Sohn, „ich will mich in einen Dachsen verwandeln. Das wird aber ein gar besonderes Tier sein. Seine Haare werden aus purem Golde sein, und er wird goldene Hörner und goldene Hufe besitzen. Diesen Dachsen führt dann auf den Markt, aber unter zwanzigtausend Gulden dürft Ihr ihn nicht verkaufen, und den Strick, mit dem Ihr den Dachsen führt, dürft Ihr nicht um alles Geld hergeben, sonst müßte ich immer ein Dachs bleiben und könnte nicht mehr zu Euch zurückkehren.“

Der Sohn verwandelte sich in einen goldenen Dachsen, und der Vater führte ihn auf den Markt. Als bald scharte sich eine Menge Juden um das Wundertier und wollten es kaufen.

„Wenn ihr mir zwanzigtausend Gulden gebet,“ sprach der Vater, „so könnt ihr den Dachsen haben.“

Die Juden steckten die Köpfe zusammen und berieten sich. Zwanzigtausend Gulden, meinten sie, wäre der Dachs unter Brüdern wert. Bei diesem Preise ließe sich noch ein schönes Geschäft machen. Sie steuerten das Geld zusammen und zahlten die zwanzigtausend Gulden aus. Den Strick aber gaben sie dem Alten gerne hin.

„A guldener Dachs müß' ach ä güldene Kette haben,“ sagten die Juden und ließen ihm vom Goldschmied eine solche machen. Dann führten sie den Dachsen mit sich und wollten ihn um teures Geld dem König verkaufen.

Gegen Abend kamen sie in ein Dorf. Dort wollten sie übernachten. Dem goldenen Dachsen aber wiesen sie den schönsten Stall im Gasthofe an und bestellten für ihn das beste Heu. Der Hausknecht brachte dem Dachsen das Heu. Da hub dieser zu reden an.

„Heu fresse ich keines,“ sprach der Dohs, „aber Braten und Wein veracht ich nicht.“

Der Hausknecht lief zu den Juden und erzählte ihnen, was der goldene Dohs gesagt habe. Sie bestellten nun Braten und Wein für das Tier. Der Hausknecht brachte ihm dies. Da machte der Dohs einen Rüttler und war ein Mensch.

„So,“ sprach er zum Hausknecht, „jetzt wollen wir miteinander essen und trinken.“

Als sie das Mahl beendet hatten, sagte der Jüngling zum Knecht, er möge hineingehen und den Juden sagen, daß ihr Dohs zu Staub und Asche zusammenfließe.

„Ach, wai geschrien!“ riefen die Juden, „kommt, lauft und helft und helft!“

Wie sie in den Stall kamen, da sahen sie gerade noch ein Stückchen von einem der goldenen Hörner. Der eine der Juden griff danach, um wenigstens das noch zu retten, da wurde aber auch das Horn zu Unrat, und der Jude beschmutzte sich nur seine Hand.

Der Jüngling hatte sich mittlerweile in einen Spazzen verwandelt und war auf das Dach geflogen. Dort schrie er aus vollem Halse: „Tsch, tsche!“ und lachte die Juden aus. Dann flog der Spaz fort bis zum Vaterhause. Dort machte er wieder einen Rüttler und war wieder Mensch.

„Vater,“ sagte der Jüngling, „da bin ich wieder und Geld haben wir auch, so können wir wieder weiterbauen an unserem Hause.“

Die Maurer mauerten weiter und die Zimmerleute setzten gar bald den Dachstuhl auf. So wurde das Haus fast fertig, nur die Türen und Fenster fehlten noch daran. Da war aber das Geld auch schon wieder zu Ende.

„Vater,“ sagte jetzt der Sohn, „ich werde mich in ein Pferd verwandeln, das wird wieder aus purem Golde sein, und selbst die Hufeisen werden aus Gold sein und jedes sieben Pfund wiegen. Das Roß sollt Ihr dann auf den Markt führen. Ihr dürft aber nicht we-

niger verlangen als eine ganze Million. Und daß Ihr es ja nicht ver-
gesset, den Halfter, an dem Ihr das Pferd führet, dürft Ihr nicht
verkaufen und wenn man Euch zehnmal mehr dafür bieten würde.“

Der Sohn verwandelte sich darauf in ein prächtiges goldenes
Roß, und der Vater führte es auf den Markt.

Da kam der Zaubermeister daher, bei dem der Sohn drei Jahre
gedient hatte.

„Was kostet das Pferd?“ fragte er den Vater.

„Eine Million Gulden!“ antwortete dieser.

Der Zaubermeister holte eine große Briefftasche hervor und zählte
dem Vater tausend blanke Tausendguldennoten vor.

Der Vater aber wollte dem Pferde die Halfter über den Kopf
herunterziehen, da mußte der Zaubermeister schon, wen er in dem
Roß vor sich habe.

„Halt,“ sprach er, „die Halfter brauch ich auch.“

„Nein,“ sagte der Vater, „die ist mir nicht feil.“

Der Zaubermeister hatte die Halfter schon ergriffen und warf dem
Vater noch eine Handvoll großer Geldnoten hin. Der Wind begann
schon einige davon fortzutragen, und die umstehenden Leute griffen
haftig danach. Da das der Vater sah, beugte er sich gierig nach dem
Gelde. Im selben Augenblick schwang sich der Zaubermeister auf das
Roß, riß sich von dem Alten los, schlug auf das Pferd ein und raste
mit demselben davon. In wilder Jagd ging es drei Tage und drei
Nächte unaufhaltsam fort, bergauf und talab, durch Sandwüsten
und Felsgeröll, durch Wasserpfützen und Dornestrüpp. Während
dieses Rittes hatte das Pferd alle seine goldenen Hufeisen verloren.
Als der Zaubermeister am vierten Tage zu einem Dorfe kam, lenkte
er darum die Schritte des Pferdes zur Schmiede.

„Meister,“ sprach er, „beschlagt mir mein Roß, aber schwere Eisen
müßt Ihr wählen, denn ich habe noch einen langen Weg vor mir.“

Der Schmiedemeister machte sich auch gleich an die Arbeit. Das
Pferd wurde mit dem Halfterriemen an einen Pflod gebunden.

Der Zaubermeister aber begleitete den Schmied in die Werkstätte. Währenddem kam ein Schulknabe des Weges, der blieb bei dem goldenen Pferde stehen.

„Armes Pferdchen,“ sprach er, „du bist einem ungeschickten Hufschmied in die Hände gefallen, der vernagelt jedes Pferd.“

„Lieber Knabe,“ antwortete das Pferd, „streif mir die Halfter vom Halse, damit ich dem Schmied entlaufen kann.“

Der Knabe tat, wie ihm geheißsen wurde. Kaum war das Pferd frei, so verwandelte es sich in eine Taube und flog in die Lüfte empor.

Im selben Augenblick trat der Schmied mit dem glühenden Eisen aus der Thür.

„Oho,“ rief er zum Zaubermeister, „Euer Roß fliegt als Taube davon.“

Der Zaubermeister verwandelte sich schnell in einen Habicht und setzte der Taube nach. Der Schmied aber starrte kopfschüttelnd in die Höhe.

„Das muß ein echtes Lumpenvolk sein,“ murmelte er, dann griff er seine Arbeit wieder auf.

Die Taube flog einer großen Stadt zu. In der Mitte derselben erhob sich eine stattliche Königsburg. An einem Fenster der Burg stand die Königstochter und blickte in die Höhe. Da sah sie das schöne Täubchen fliegen und hinterdrein den bösen Habicht.

„Ach,“ sprach sie, „käme das arme Täubchen nur zu mir geflogen, ich wollte es schon vor dem Räuber schützen!“

Sie öffnete rasch das Fenster, da flog das Täubchen auch schon zu ihr hinein. Rasch schloß sie darauf das Fenster zu, damit der Habicht das Täubchen nicht erhaschen könne. Als sie sich freudig nach dem geretteten Täubchen umsehen wollte, da war es verschwunden und an seiner Stelle stand ein schöner Prinz vor ihr.

„Edle Beschützerin,“ redete der Prinz die Königstochter an, „ich werde mich in einen goldenen Ring verwandeln, den stecke an dein

zartes Fingerlein. Dann wird ein Jude kommen, der wird sagen, daß ihm der Ring gestohlen worden sei. Du darfst ihm aber den Ring nicht geben, sonst bin ich verloren. Er wird dir hierauf viel Geld anbieten, doch gib ihm den Ring erst dann, wenn er dir den Tisch ganz mit Gold angehäuft und den Fußboden damit dicht befät hat. Auch dann gib ihm den Ring nicht in die Hand, sondern lasse ihn zur Erde fallen.“

Als der Prinz das gesagt hatte, verwandelte er sich in einen Ring. Die Prinzessin nahm ihn und steckte ihn an den Finger. Mittlerweile hatte sich der Habicht in einen Handelsjuden verwandelt und kam als solcher zur Prinzessin hinauf. Er bot ihr reiche Schätze an, die Prinzessin aber wollte ihm den Ring nicht geben. Da häufte er ihr den Tisch ganz mit Geld an, die Prinzessin schüttelte aber immer noch den Kopf. Da besäte er ihr auch den Boden noch mit Goldstücken, so daß kaum noch ein Plätzchen übrigblieb, wo sie stehen konnte. Da warf sie ihm endlich den Ring vor die Füße.

Der Ring aber verwandelte sich in ein Häufchen Hirseförner. Da wurde der Jude zu einer Henne, die wollte die Hirseförner aufpicken. Die Hirseförner aber verwandelten sich plötzlich in einen Fuchs, der biß der Henne den Hals ab. Dann rüttelte sich der Fuchs, und vor der Prinzessin stand wieder der schöne Prinz.

Die Prinzessin eilte und holte ihren Vater, den König, und erzählte ihm alles, was vorgefallen war.

„Nicht wahr, Vater,“ sprach die Prinzessin, „ich habe den schönen Prinzen, als er noch eine Taube war, den Krallen des Habichtes entrissen, er gehört jetzt mir und muß immer bei mir bleiben?“

„Ja,“ sagte der König, „du hast recht, er gehört dir und soll immer bei dir bleiben. Ein Prinz, der soviel Künste versteht, der wird auch als König sein Land gut regieren können.“

Als nach einem Jahr die Prinzessin zur schönsten Jungfrau des Landes herangewachsen war, hielt sie Hochzeit mit dem Prinzen. Der alte König aber war des Regierens schon müde und übergab

ihm Krone und Thron. Da wurde der Prinz ein König, und die Prinzessin wurde Königin. Und sie regierten gut und waren glücklich und zufrieden.

13. Der weiße Wolf

Ein König ritt mit seinem Gefolge auf die Jagd. Im Walde kam er plötzlich von seinen Begleitern ab und vermochte den Rückweg in seine Burg nicht zu finden. Drei Tage und drei Nächte irrte er im Walde umher. Der Hunger quälte ihn schon sehr, und der König war der Verzweiflung nahe.

Am Abend des dritten Tages kam unverhofft ein fremder Jäger auf ihn zu. Der war vom Kopf bis zum Fuße schwarz gefleidet, hatte einen Spitzbart am Kinn und eine rote Hahnenfeder auf dem Hute.

„Was machst du hier, König, so allein im Walde?“ fragte der Jäger.

„Ich irre schon drei Tage und drei Nächte im Walde umher und kann den Weg in meine Burg nicht finden. Hilf mir, fremder Jägermann, sonst muß ich vor Hunger sterben.“

„Ich will dir helfen König,“ sagte der Jäger, „aber ich begehre auch meinen Lohn dafür.“

„Ja,“ sprach der König, „den Lohn sollst du haben. Ich gebe dir meinen schönsten Jagdhund, wenn du mich aus dem Walde führst.“

„Den schönsten Jagdhund mag ich nicht,
Aber die schönste Prinzessin versag' ich mir nicht.“

So antwortete der Schwarze.

Der König meinte darauf, daß dies wohl ein zu hoher Lohn sei.

„Nun denn,“ sagte der Jäger, „so gibst du mir das, was dir aus deiner Burg zuallererst entgegenkommt.“

„Wohlan,“ antwortete der König, „du sollst es haben.“

Er dachte dabei wieder an seinen bravsten Jagdhund, der ihn bei seiner Heimkehr stets von weitem witterte, und der zumeist der erste war, der ihn begrüßte.

Der Jäger führte nun den König aus dem Walde. Nach einigen Schritten schon war der Saum erreicht. Vor den Blicken des Königs lag das Schloß. Der Schwarze begleitete den König, um zu sehen, was ihm wohl zuerst entgegenkommen werde.

Als sie der Burg bereits nahe waren, sprengte ein Roß durch das Thor ihnen entgegen, und darauf saß die jüngste Prinzessin, die lieblichste der Töchter des Königs.

„O mein liebster Vater,“ rief sie ihm entgegen, „wie sehr haben wir uns geängstigt um dich! Gott sei Dank, daß du endlich zurück bist. Ich sah dich von ferne kommen und eilte dir entgegen, um dich als erste zu begrüßen!“ Und sie umschlang den Nacken des Vaters und küßte ihn auf die Stirn.

„Zurück, du Unglückskind!“ rief der König und stieß seine Lieblings Tochter unsanft von sich. „Es wäre mir lieber, es wäre einer meiner Hunde gekommen, denn du!“

Das Mädchen war fast sprachlos geworden vor Schreck. So hatte ihr Vater noch nie mit ihr gesprochen.

„Vater,“ sprach sie weinend, „was habe ich verbrochen, daß du mich geringer hältst als einen deiner Hunde?“

„O mein armes Kind!“ rief der König. „Fühlst du nicht, daß ein Unstern über unserm Hause aufgegangen ist? Du bist durch mein voreiliges Versprechen zum Eigentum dieses schwarzen Jägers geworden, der an meiner Seite steht.“

„Ja, schönes Prinzesschen,“ hub jetzt der Jäger an, „dein Vater hat mir das versprochen, was ihm zuerst aus seiner Burg entgegenkommt, zum Lohne dafür, daß ich ihm aus dem Walde heraushalf.“

Der Schwarze sprach mit gewinnender Stimme, doch schauderte der Prinzessin vor ihm. Er hatte einen gar unstillen Blick. Die Königstochter klammerte sich an ihren Vater, als wollte sie nimmer von ihm lassen.

„Ich will nicht hartherzig sein,“ fuhr der schwarze Jäger fort, „bereite dich zum Abschiede von den Deinen vor. Drei Tage seien dir

Frist gegeben. Am vierten Tage schickte ich meinen Boten, einen weißen Wolf. Dem magst du dich ruhig anvertrauen; er trägt dich sicherer als das beste Pferd zu mir. Doch hüte dich davor, ihm widerspenstig zu sein. Du und dein ganzes Haus würden es büßen müssen. Nun gehab dich wohl, mein süßes Täubchen, ich harre deiner mit Sehnen."

Am vierten Tage klopfte es frühmorgens an die Thür der Prinzessin. Es war der weiße Wolf. Er winkte ihr, zu schweigen.

„Wir müssen fort, eh' jemand im Schlosse erwacht. Sprich kein Wort während der langen, schweren Fahrt. Kannst du diese harte Probe bestehen, die noch keine der Ungezählten bestand, die ich schon im Dienste des schwarzen Jägers trug, in dessen Banne ich leben muß, so kannst du nicht nur dich, sondern auch mich wieder glücklich machen. Und nun setze dich auf meinen Rücken und sage deinem Vaterhause lebewohl!"

Der weiße Wolf trabte unermüdlich fort, bergauf, talab. Die Sonne sank hinter die Berge hinab, er ruhte aber nicht. Die arme Prinzessin konnte sich kaum mehr aufrechterhalten vor Mattigkeit, doch sie schwieg. Immer schroffer wurden die Pfade, und es graute sie, als sie in der Dämmerung vom Wolfe hart an wilden Abgründen entlang getragen wurde. Sie preßte ihre Lippen zu und schwieg. Als sie aber in einen Wald kamen, wo schwarze Nacht sie umfing und das Kreischen des Totenvogels an ihr Ohr schlug, da umfaßte die Angst sie mit Machtgewalt; sie sprach:

„O mein lieber Wolf, nur ein Wort,
Sind wir noch nicht bald an Stell' und Ort?"

Da seufzte der Wolf tief auf. „Also auch du willst dem Schwarzen verfallen sein? Hüte dich, noch einmal zu sprechen!" so warnte eindringlich der weiße Wolf die Prinzessin.

Dann ging es weiter durch die schaurige Nacht ohne Rast und Ruh. Der Nacht folgte der zweite Tag. Unaufhaltsam verfolgte der weiße Wolf seinen Weg. Sie kamen durch eine ungeheure Sand-

wüßte. Die Sonne glühte. Die arme Prinzessin quälte schrecklicher Durst. In ihrer Pein konnte sie sich nicht enthalten, den weißen Wolf nochmals zu fragen:

„O mein lieber Wolf, nur ein Wort,
Sind wir noch nicht bald an Stell' und Ort?“

Abermals seufzte der Wolf tief auf und sprach: „Noch ein Wort, Prinzessin, und ich wäre gezwungen, dich abzuwerfen. Kannst du dann meine Hütte, die tausend Meilen weit jenseits des Meeres liegt, in drei Tagen nicht erreichen, so bist du dem Schwarzen verfallen.“

Die Nacht kam wieder heran. Hyänen ließen ihre klagende Stimme ertönen, Vampyre streiften mit ihren Flügeln das Gesicht der Prinzessin, doch sie blieb standhaft. Obwohl sie bebte vor Angst und Schrecken, sie öffnete ihren Mund nicht. Endlich brach der Tag an, doch die Sonne zeigte sich nicht, Schnee bedeckte die Erde, so weit die Prinzessin sah. Ab und zu ragten hohe Eisberge empor. Die Prinzessin begann es zu frösteln. Je weiter der weiße Wolf sie trug, desto kälter und schneidiger fuhr ihr die Luft durch ihre dünnen Kleider. Ihre Glieder wurden steif, selbst die Finger, die sie im dichten Pelze des weißen Wolfes vergraben hatte, wurden starr, und sie vermochten nicht mehr sich festzuklammern am wolligen Haar ihres Trägers. Jetzt und jetzt glaubte sie herabfallen zu müssen.

„O mein lieber Wolf, nur ein Wort,
Sind wir noch nicht bald an Stell' und Ort?“

So rief die Prinzessin zum dritten Male, da warf sie der weiße Wolf ab und war verschwunden. Nun lag sie verlassen, schwach und halb erstarrt im Schnee. Sie raffte sich mühsam auf und versuchte zu gehen. Allmählich kam durch die Bewegung wieder Blut in ihre Glieder, und sie wanderte fort, ohne zu wissen, wohin. Mit Schrecken nahm sie wahr, daß die Nacht sich wieder herabsenkte auf die Erde. „Wo werde ich schlafen, ohne zu erfrieren, und wo werde ich Labung finden, ohne zu verhungern?“ so fragte sich die arme Prinzessin.

Auf einmal sah sie ein Lichtlein blinken in der Nähe. Darauf ging sie zu. Sie kam an ein kleines Häuschen, öffnete dessen Thür und trat ein. Im Häuschen fand sie einen Mann mit kugelrundem Gesicht. Der blickte sie ernst, aber gutmütig an.

„Wo bin ich?“ fragte die Prinzessin.

„Du bist beim Mond,“ antwortete der Mann, „was wünschest du von mir?“

„Kannst du mir nicht sagen, wo der weiße Wolf ist?“ fragte die Prinzessin.

„Ich habe ihn heute nicht gesehen, weil es trübe war, als ich schien. Ich will dich aber morgen zur Sonne tragen, vielleicht kann sie dir Auskunft geben,“ gab der Mond zur Antwort. Darauf lud er die Prinzessin zum Nachtmahl ein. Er stellte ihr ein gebratenes Hühnchen vor. Als sie dies verzehrt hatte, sprach der Mond zu ihr:

„Wickle die Knöchelchen sorgsam ein,
Sie werden dir noch zu Nutzen sein.“

Die Prinzessin zog ihr seidenes Taschentüchlein hervor und wickelte die Knöchelchen sorgfältig in dasselbe ein. Hierauf führte der gute Mond die Prinzessin in die Schlafkammer, dort ruhte sie bis zum Morgen.

Als die Zeit gekommen, daß der Mond ausziehen mußte, um zu scheinen, da nahm er die Prinzessin und flog hin mit ihr über Berge und Täler, über Städte und Dörfer bis an das Meer. Auf einem Berge am Meere stand ein Häuschen, davor stellte der Mond die Prinzessin ab und zog weiter. Es war bereits Abend geworden, und aus dem Häuschen strahlte helles Licht. Hier wohnte die Sonne. Die Prinzessin trat ein.

„Guten Abend, Frau Sonne,“ grüßte die Prinzessin.

„Schönen Dank, mein liebes Töchterlein,“ erwiderte die Sonne, „womit kann ich dir dienen?“

„Der Mond hat mich zu dir gebracht. Er meint, du könntest mir vielleicht sagen, wo ich den weißen Wolf finden kann.“

„Den hab ich heute leider nicht gesehen,“ sagte die Sonne, „da es trüb war, als ich schien. Willst du bis morgen bei mir bleiben, so trage ich dich zum Wind. Der dringt überall durch und kommt überall hin, er wird dir Auskunft geben können.“

Die Sonne stellte der Prinzessin zum Nachtmahl ebenfalls ein gebratenes Hühnchen vor. Und als sie es verzehrt hatte, sprach auch sie:

„Wickle die Knöchelchen sorgsam ein,
Sie werden dir noch zu Nutzen sein.“

Die Prinzessin zog wieder ihr Taschentuch hervor und legte die Knöchelchen zu den anderen.

Frühmorgens schon wurde sie von der Sonne geweckt. „Auf, mein Lächterlein!“ sprach die Sonne. „Meine Zeit ist gekommen, ich muß ausziehen, um zu scheinen.“

Sie nahm die Prinzessin auf den Rücken und flog mit ihr am Himmelsbogen entlang über das Meer. Den ganzen Tag dauerte der Flug. Jenseits des Meeres setzte sie die Prinzessin ab und zog weiter. Auf einem hohen, kahlen Felsen am Meeresufer stand ein Häuschen. Darin hauste der Wind. Er ist ein rauher Geselle, doch sein Herz ist gut.

„Was führt denn dich zu mir, mein Lächterlein?“ fragte er die Prinzessin, als sie eingetreten war.

„Die Sonne hat mich zu dir getragen. Sie sagt, du könntest mir gewiß sagen, wo ich den weißen Wolf treffen kann,“ antwortete die Prinzessin.

„Ach ja, du bist das Prinzesschen, das er dem schwarzen Jäger bringen soll. Der arme weiße Wolf muß ruhslos irren durch die Welt wie ich. Und beide danken wir unser traurig Los unserem schwarzen bösen Feind. Kein Wunder, wenn mich manchmal Mut ergreift, und ich im Zorne Unheil stifte. Doch diesmal, Lächterlein, will ich mein Mütchen an ihm fühlen. Der Böse soll dich nicht erlangen!“ So sprach der Wind.

Als er geendet hatte, deckte er ein Tischlein. Auch er brachte der Prinzessin ein gebratenes Hühnchen und lud sie zum Essen ein. Als sie das Mahl beendet hatte, sprach der Wind:

„Wickle die Knöchelchen sorgsam ein,
Sie werden dir noch zu Nutzen sein.“

Die Prinzessin holte wieder ihr Taschentuch hervor und band die Knochen zu den anderen.

Der Tag war kaum angebrochen, als der Wind die Prinzessin schon weckte.

„Auf, Töchterlein,“ sprach er, „es ist hoch an der Zeit, wenn wir die Frist nicht versäumen sollen.“

Er nahm die Prinzessin auf den Rücken und sauste mit ihr davon. Über Wälder raste er hin, daß die Bäume unter ihm die Wipfel bogen, und über Ströme brauste er, daß sich das Wasser zu Wogen türmte, und über kahle Heideflächen stob er fort, daß sich der Sand hinter ihm haushoch zu Wolken erhob. Wasser und Land schwamm vor den Blicken der Prinzessin in eins zusammen, so pfeilgeschwind sauste der Wind über die Erde hin. Sie waren nur ein paar Stunden geflogen, da waren sie schon zur Stelle. Der Wind ließ sich langsam zur Erde nieder. Nun standen sie vor einem hohen, steilen Berge. Der Berg aber war aus glänzendem harten Glas, das so glatt war wie ein Eis. Im Innern des Berges war ein Schloß zu sehen. Herrliche Gärten und blaue Teiche umgaben dasselbe. Der Glasberg ruhte darüber wie eine mächtige Glocke. Auf der Spitze des Berges aber stand ein Häuschen.

„Sieh, Töchterlein,“ sprach der Wind, „da droben wohnt der weiße Wolf. Hierher wollte er dich bringen. Jede Woche muß er seinem schwarzen Herrn ein neues Bräutchen zuführen, jede tausendste Woche aber ist ihm frei. Da darf er sich seine Braut heimführen. Gelingt es ihm, sie innerhalb der Freiwoche auf den Berg zu bringen, so entreißt er das Opfer den Klauen seines Herrn. Und auch der arme Wolf wäre dann befreit aus dem Banne des Schwarzen. Wie schwer aber

die Bedingung ist, unter der er seine Braut heimführen kann, das hast du, mein Lächerlein, an dir selbst erfahren. Noch keiner war es beschieden, sich selbst und den weißen Wolf aus der Gewalt des schwarzen Jägers zu erlösen. Du aber, Prinzessin, scheinst zu einer glücklichen Stunde geboren zu sein. Sonne und Mond sind dir beigestanden, und auch der Wind leiht dir seine Kraft. Oben harret der weiße Wolf deiner. Du mußt hinauf zu ihm, und kannst du seine Hütte erreichen, bevor die Sonne sich neigt, so seid ihr beide frei."

"O mein lieber Wind. Du verlangst Unmögliches von mir,¹ denn der Berg ist glatt, und meine Füße finden keinen Halt. Oder² führt etwa eine Treppe zum Gipfel des Berges empor?" sagte die Prinzessin.

"Nein, mein Kind," antwortete der Wind, "die Treppe sollst du dir erst bauen. Nimm deine Hühnerknöchelchen hervor! Unter jeden Schritt, den du den Berg hinan tust, leg einen von den Knochen hin. Sie werden dir Halt geben, und du wirst auf ihnen sicher, wie auf einer Treppe, die steile, glatte Fläche emporklettern. Versäume keine Zeit, denn der Berg ist hoch und der Weg mühsam, vor Sonnenuntergang mußt du oben sein. Begegnet dir etwa ein Unfall, so denk an mich, und nun gehab dich wohl!"

Die Prinzessin machte sich daran, den Glasberg zu erklettern. Langsam, aber stetig ging es vorwärts. Immer höher und höher kam sie, aber auch stets tiefer sank die Sonne. Endlich kam sie dem Gipfel schon so nahe, daß sie das Häuschen bereits mit der Hand zu erreichen glaubte, doch auch die Sonne stand fast schon mit dem Rande am fernen Gebirge auf. Noch einen Schritt nur, und das Ziel ist erreicht, da schaut sie auf. Ein Angstschrei entringt sich ihrer Brust, ein Zittern befällt ihren Körper, und das letzte Knöchelchen, über das sie den letzten Schritt hätte machen sollen, entfällt ihrer Hand und gleitet pfeilschnell am Berg hinab. Hinter dem Häuschen hatte sie den schwarzen Jäger erblickt, der eine Sanduhr in der Hand hielt, in deren oberem Teile nur wenige Körnlein sich befanden. Mit

seinen gierigen Blicken verschlang er förmlich die arme Prinzessin. In ihrer Not gedachte sie der letzten Worte des Windes und rief laut:

„O lieber Wind,
Komm, hilf geschwind!“

Da fauste er auch schon über sie hin und rief ihr zu: „Schneide dir den kleinen Finger von der linken Hand, doch eh' die Sonne sinkt!“

Die Prinzessin zog blitzschnell ihr Messerchen hervor, ein Schnitt, und der Finger lag unter dem letzten Schritt, den sie bis zur Thür des Häuschens machte. Raun hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, als die Sonne wie zum Grusse den letzten Strahl durch das Fenster in die Hütte sandte.

Im selben Augenblicke brach unter furchtbarem Gefrache der Glasberg spurlos in sich zusammen. Die Prinzessin fand sich auf einer Rasenbank liegend im Garten des Schlosses wieder, das sie im Innern des gläsernen Berges gesehen hatte, und neben ihr saß ein schöner Prinz, der ihr sanft mit seiner Hand über das Haar strich. Zu seinen Füßen aber lag die Haut eines weißen Wolfes.

„Schönste aller Prinzessinnen,“ sprach der Prinz, als die Königstochter erwachte, „du hast mich errettet aus der Gewalt des Bösen und mein Schloß erlöst, das in vielhundertjährigem Schläfe unter dem Glasberge lag, aber auch du selbst bist frei, da du noch in letzter Stunde meine Hütte zu rechter Zeit erreichst. Ich muß nun nicht mehr irren als weißer Wolf und die niederen Dienste verrichten, zu denen mich der schwarze Jäger zwang, in dessen Gewalt ich auf dieselbe Weise kam wie du. Sag nun, wie soll ich dir meine Erlösung danken?“

„Geleite mich, mein lieber Prinz,“ antwortete die Prinzessin, „vor allem in die Burg meines Vaters, das soll dein Dank sein.“

Und sie machten sich auf und reisten in der schönsten Karosse des Prinzen, die von sechs weißen Schimmeln gezogen wurde, in die Heimat der Prinzessin. Die Freude des Königs war groß, aber noch größer die Freude des Prinzen, als der alte König ihm die schöne Prinzessin zur Frau gab.

14. Undank ist der Welt Lohn

Es war einmal ein Hühnerkrämer, der trug in einem Rückkorb junge Hühner auf den Markt. Der Weg führte ihn durch einen Wald. In der Mitte des Waldes stand eine Bank am Wege. Dort stellte er seinen Korb ab und wollte sich ein wenig ausruhen.

Er saß kaum, da hörte er ganz in der Nähe eine Stimme rufen: „Hilf mir, ich helfe dir auch!“

Er sah sich um, und als sich dieser Ruf wiederholte, gewahrte er, daß die Stimme unter einer großen Steinplatte hervortönte, die neben der Bank auf der Erde lag.

Er trat hinzu und hob die Platte auf. Da sah er zu seinem Schrecken, daß unter ihr eine riesig große Schlange verborgen war. Die Schlange erhob ihren Kopf und blickte ihn mit falschen Augen an.

„Gut,“ sprach sie, „du hast mir geholfen, und ich helfe dir auch. Ich helfe dir aber vom Leben zum Tode, denn ich will dich fressen.“

„Wie kannst du das tun,“ jammerte der erschrockene Mann, „da ich dich doch gerade in meiner Gutmütigkeit vom sicheren Tode errettet habe?“

„Ja, weißt du denn nicht,“ entgegnete die Schlange, „daß Undank der Welt Lohn ist?“

„Nein,“ sprach der Hühnerkrämer, „ich kann nicht glauben, daß Undank wirklich der Welt Lohn ist, es müßte erst jemand kommen, der mir dies bestätigt.“

Da trabte gerade ein Füchlein daher.

„Füchlein,“ sprach der Hühnerkrämer, „die Schlange sagt, daß Undank der Welt Lohn sei. Du bist ein kluges Tier und wirst mir sagen können, ob dies wahr ist.“

„Die Schlange irrt, es ist nicht wahr,“ antwortete der Fuchs. Dann setzte er zur Schlange gewendet fort: „Ich frage aber dich, Schlange, von wo kamst du hierher?“

„Ich lag unter jenem Stein in dieser Grube,“ entgegnete die Schlange.

„Das kann ich auch nicht glauben,“ sagte der Fuchs, „denn ein solch großes Tier wie du, kann unmöglich in einem solch kleinen Raume Platz finden.“

„Das will ich dir beweisen,“ rief die Schlange.

Sie ringelte sich hierauf in der Grube so eng als nur möglich zusammen, daß sie wirklich Platz darin fand. Als sie zum Schlusse selbst auch die äußerste Spitze ihres Schwanzes zu sich hineingezogen hatte, ließ der Hühnerkrämer auf einen Wink des schlauen Fuchsleins den Stein auf die Grube fallen. Jetzt war die Schlange wieder eingesperret und konnte dem Manne nichts mehr tun.

Er dankte dem Fuchslein aus vollem Herzen, daß es ihn errettete und schenkte ihm alle die Hühnchen, die er bei sich trug und auch die, welche zu Hause auf seinem Hofe noch lustig umherliefen. Er möge sie nur holen.

Der Hühnerkrämer ging frohen Mutes nach Hause und erzählte, was ihm begegnet war, seiner Frau. Das war aber eine geizige Alte.

„So,“ sprach die Frau erzürnt, „nicht genug, daß du die Hühner verschenktest, die du bei dir hattest, und ohne Geld nach Hause kommst, auch die willst du dem Fuchs noch in den Rachen stecken, die wir noch besitzen? Hühner bekommt der Fuchs keine mehr, aber Schläge so viel, als er nur tragen kann.“

Anderen Tages kam der Fuchs wirklich und bat den Krämer um die versprochenen Hühner. Doch ehe sich's die beiden versahen, hatte die geizige Frau einen dicken Stock ergriffen und schlug damit so arg auf den Fuchs los, daß ihm das Rückgrat brach.

Mühsam und unter großen Schmerzen schleppte sich der arme Fuchs aus dem Hof in den dahinterliegenden Obstgarten. Dort blieb er liegen.

„Jetzt sehe ich doch ein,“ seufzte der Fuchs, „daß die Schlange im Recht ist: Undank ist der Welt Lohn.“

Mit diesen Worten starb der arme Fuchs.

15. Der General und seine Schwester

Es lebte einst ein General, der war der Sohn armer Bauersleute und war schon zwanzig Jahre vom Vaterhause fern. Als er nach dieser langen Zeit wieder einmal in sein Dörfchen kam, waren seine Eltern schon gestorben. Im Vaterhause aber fand er eine Schwester, die war achtzehn Jahre alt und war erst auf die Welt gekommen, nachdem er in die Fremde und in den Krieg gezogen war.

„Liebe Schwester,“ sprach der General zu ihr, „da unsere Eltern schon tot sind, bindet uns nichts mehr an das Dorf. Ich will dich mit mir nehmen in die große Stadt, dort sollst du bei mir wohnen und mir durch deine schwesterliche Liebe mein Leben verüßen.“

Er kaufte seiner Schwester ein Pferd, setzte sie darauf, dann machten sie sich auf den Weg in die Stadt. Sie mußten durch einen großen Wald. Sie ritten darin bis zum späten Abend. Da sie nicht hinaus kamen, merkte der General wohl, daß sie den rechten Weg verfehlt und daß sie sich verirrt hatten. Sie ritten in der Dunkelheit noch ein Stück weiter, da erblickten sie auf einmal ein Licht. Sie ritten demselben zu und kamen vor ein Haus. Als sie eintraten, kam ihnen eine alte Frau entgegen.

„Ihr seid zur letzten Station gekommen!“ rief sie ihnen zu.

„Wie meint Ihr das?“ fragte sie der General.

„Ach, lieber Herr,“ antwortete das Weib, „Ihr seid in eine Räuberhöhle geraten und werdet hier Euer Leben lassen müssen.“

„Will es Gott,“ sagte der General, „so soll es sein. Ewig kann man doch nicht leben.“

Das Weib reichte ihnen etwas Speise und Trank. Währenddem kamen die Räuber nach Hause.

„Esset und trinket nur,“ sprach der Anführer höhniisch, „denn Ihr lasset mir doch Euer Geld dafür und das Leben obendrein, denn heute habt Ihr den letzten Tag gelebt.“

Der General bat sich noch eine Flasche Wein aus. Man brachte sie

ihm, und er erfaßte sie, kehrte die Öffnung der Flasche nach unten und den Boden derselben nach oben und stellte sie so auf den Tisch. Es floß aber kein Tropfen aus der Flasche. Der Wein war in die Flasche gebannt. Aber auch die Räuber waren festgebannt, und keiner konnte sich von der Stelle bewegen.

Der General hatte auf seinen Kriegsfahrten in aller Herren Länder manches Kunststück erlernt, und so konnte er sich jetzt durch dieses Zauberstück leicht aus der Gewalt der Räuber befreien. Er zog seinen Säbel und hieb den Räubern die Köpfe ab. Nur den Hauptmann der Räuber ließ er leben, den wollte er den Gerichten überliefern. Er sperrte ihn in eine dunkle Kammer, nahm den Schlüssel zu sich und begab sich hierauf mit seiner Schwester zur Ruhe.

Die Schwester aber war von dem Augenblick an, als sie den Räuberhauptmann gesehen hatte, ganz verwandelt. Alle Liebe zu ihrem Bruder war aus ihrem Herzen gewichen und hatte sich dem Räuber zugewendet. Sie sann die ganze Nacht hindurch nach, wie sie sich von ihrem Bruder losmachen und wie sie den Räuberhauptmann befreien könnte.

Am anderen Tage ging der General frühmorgens in den Wald, um ein Wild zu schießen, damit sie etwas zu essen bekämen. Seine Schwester sah sich indessen in dem Räuberhause um. Auf einmal hörte sie sich von dem Räuberhauptmann durch ein vergittertes Loch in der Türe leise anrufen.

„Liebes Mädchen,“ sprach er, „deine Augen blicken so gütig wie Engelsaugen. Ich weiß, du wirst mich nicht verhungern lassen und wirst mich erretten aus den Händen des blutdürstigen Generals.“

„Lieber Hauptmann,“ antwortete das verblendete Mädchen, „ich möchte dich wohl erretten, und ich möchte gerne mit dir fliehen aus der Gewalt des bösen Generals, aber ich finde nicht Mittel und Wege dazu.“

„Liebes Mädchen,“ sprach der Hauptmann, „ich will dir raten. Lege dich nieder ins Bett und stelle dich krank. Und wenn der General

kommt, so sagst du nur, wenn du einen jungen Bären sehen könntest, so würdest du gleich gesund sein. Er wird aber gleich gehen, um deinen Wunsch zu erfüllen, um dir einen jungen Bären zu holen. Wir wollen einige Tage warten, doch wird er sicher nicht mehr kommen, denn der alte Bär wird ihn zerreißen. Dann wollen wir miteinander fliehen. Ich habe Geld genug, daß wir herrlich und in Freuden leben können."

"Lieber Hauptmann," erwiderte darauf das Mädchen, "ich will so tun, wie du gesagt hast."

Der General kam nach Hause, da fand er seine Schwester im Bette.

"Was fehlt dir, meine liebe Schwester?" fragte er sie.

"Ach, Bruder," antwortete sie, "wenn ich einen jungen Bären sehen könnte, würde ich bald wieder gesund werden."

"Ich will dir einen bringen," sprach der General.

Er ging fort und traf anderen Tages eine Bärenhöhle. Davor wälzte sich ein junger Bär im Grase. Der General legte sein Gewehr an und wollte schon losdrücken, als gerade der alte Bär aus der Höhle trat.

"Halt an!" rief der Bär. "Erschieße mir mein liebes Kind nicht. Nimm es lebend in deine Jagdtasche und trag es zu deiner Schwester. Wenn sie es gesehen hat, bring mir's wieder zurück."

Als die Schwester den Bären gesehen hatte, trug ihn der General wieder zurück zur Höhle. Da kam der alte Bär heraus.

"Brav, General!" sprach er. "Ich heiße Eisenfest, und wenn es dir schlecht geht, so denk' an mich."

Der General machte sich wieder auf den Heimweg. Unterdessen hatte sich seine Schwester wieder mit dem Räuberhauptmann besprochen. Er riet ihr, sie solle einen jungen Eisbären zu sehen verlangen, der alte werde ihn gewiß zerfleischen.

"Ist es dir nicht besser, liebe Schwester?" fragte der General, als er nach Hause kam.

"Ach, Bruder," antwortete sie, "das muß nicht der richtige Bär

gewesen sein. Wenn ich einen jungen Eisbären sehen könnte, würde ich wohl bald wieder gesund werden."

"Ich will dir einen bringen," sagte der General.

Er ging wieder fort und kam nach ein paar Tagen an einen großen Eisberg. Dort war die Höhle eines Eisbären, und ein junger Eisbär lag davor und wärmte sich an der Sonne. Der General legte an und zielte, da kam der alte Eisbär aus der Höhle.

"Halt an!" rief er. "Ermorde mir mein liebes Kind nicht. Nimm es lebend in deine Jagdtasche und trag es zu deiner Schwester. Wenn sie es gesehen hat, bring mir's wieder zurück."

Der General trug den kleinen Eisbären nach Hause, und als ihn die Schwester gesehen hatte, trug er ihn wieder zurück. Der alte Eisbär kam ihm aus der Höhle entgegen.

"Brav, General!" sprach der Eisbär. "Ich heiße Geschwindwiederwind, und wenn es dir schlecht geht, so denk an mich."

Der General ging wieder nach Hause. Während er fern war, hatte sich seine Schwester wieder mit dem Räuber beraten. Er sagte ihr, sie möge einen jungen Löwen zu sehen begehren, der alte werde ihn bestimmt umbringen.

"Ist es dir noch nicht besser geworden, liebe Schwester?" erkundigte sich der besorgte General, als er heimkam.

"Ach, Bruder," erwiderte sie, "wenn ich einen jungen Löwen sehen könnte, würde ich wohl gewiß wieder gesund werden."

"Ich will dir einen bringen," sprach der General.

Nach einigen Tagen kam er am Rande des Waldes in eine Wüste. Darin erhob sich ein felsiger Berg und darin befand sich die Höhle eines Löwen. Ein junger Löwe spielte davor mit runden Steinen wie ein Kätzchen. Der General legte sein Gewehr an, da trat der alte Löwe aus der Höhle.

"Halt an!" rief er. "Töte mir mein liebes Kind nicht. Nimm es lebend in deine Jagdtasche und trag es zu deiner Schwester. Wenn sie es gesehen hat, bring mir's wieder zurück."

Der General ging und brachte den jungen Löwen seiner Schwester. Als sie ihn gesehen hatte, trug er ihn wieder zurück.

„Brav, General!“ sagte der alte Löwe. „Ich heiße Dich heiß alles zusammen, und wenn es dir schlecht geht, so denk an mich.“

Während der General den Löwen zurücktrug, war seine Schwester wieder zum Räuberhauptmann gegangen. Der sagte ihr, sie solle Wasser vom Brunnen des Lebens verlangen. Dies würde den General sicher in den Tod führen.

Er kam nach Hause.

„Arme Schwester,“ sprach er, „bist du noch nicht gesund geworden?“

„Ach, Bruder,“ antwortete sie, „ich fühle schon, daß ich sterben muß, wenn du mir nicht Wasser vom Brunnen des Lebens bringen kannst.“

„Ich will dir auch das noch holen, liebe Schwester,“ sprach der General, „daß du endlich genesen kannst.“

Er machte sich auf den Weg zum Brunnen des Lebens. Nach drei Tagen kam er an einen hohen Berg. Da führte eine breite Stiege empor, und oben am Gipfel des Berges stand ein prächtiges Schloß. Er ging hinauf und fand oben im Schloßhof einen Brunnen, daraus sprudelte das Wasser des Lebens. Der General hatte einen Krug mitgebracht, den füllte er mit dem kostbaren Wasser. Als er wieder gehen wollte, vertrat ihm am Thor ein Riese den Weg.

„Du dummer General,“ sprach er, „weißt du denn nicht, daß dich deine Schwester ins Verderben geschickt hat, damit sie dem Räuberhauptmann angehören und mit ihm herrlich und in Freuden leben kann? Folge mir zu meinem Herrn und zum Gebieter dieses Schlosses. er wird dir weitere Auskunft geben.“

Der Riese führte den General über eine Stiege in das Schloß hinauf. Sie kamen in ein Zimmer, das hatte eine eiserne Thür. Die verschloß der Riese hinter ihnen. Von dort kamen sie in ein zweites Zimmer, das hatte auch eine eiserne Thür. Auch die schloß der Riese hinter sich zu. Darauf traten sie in das dritte Gemach. Die eiserne

Tür desselben sperrte der Riese ebenfalls zu. Schließlich kamen sie in das vierte Zimmer. Darin hing ein Käfig an der Wand, und in dem Käfig saß ein Vogel, der war blutrot.

„Siehst du den Vogel?“ fragte der Riese den General. „Das ist der Herr dieses Schlosses. Sein Gefieder ist so rot von dem Blute all der verwegenen Menschen, die aus dem Brunnen des Lebens Wasser schöpfen wollten.“

„Ja,“ sprach der Vogel mit freischender Stimme, „deine Schwester hat dich hierher geschickt, daß ich mich in deinem Blute baden kann.“

Der Riese aber ergriff ein Schwert, um dem General den Kopf abzuschlagen.

„Eisenfest, Geschwindwiederwind, Reißalleszusammen!“ rief da der General in der höchsten Not. Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, waren der Bär, der Eisbär und der Löwe trotz der verschlossenen Türen zur Stelle. Sie rissen sowohl den Riesen als auch den roten Vogel in Stücke, und der General war befreit.

Die drei braven Tiere verließen den General jetzt nicht mehr. Er aber ging mit ihnen nach Hause.

„Du elendes Geschöpf,“ sprach er zu seiner Schwester, „du wolltest mich in den Tod schicken? — Dafür wirst du büßen!“

Hierauf nahm er den Schlüssel zur Kammer, in welcher der Räuberhauptmann saß, zog sein Schwert und hieb ihn in vier Teile.

Am folgenden Tage steckte er das Räuberneft in Brand, nahm seine Schwester zu sich, und die Alte, welche sie am ersten Tage empfangen hatte, zeigte ihnen den Weg aus dem Walde. Im ersten Orte, den sie trafen, stellte der General seine Schwester vor das Gericht. Das verurteilte das böse Mädchen, daß es eingemauert werde.

Nach langer Wanderschaft kam der General mit seinen drei Tieren in eine Residenzstadt. Die ganze Stadt war aber in tiefer Trauer, denn am nächsten Tage sollte die einzige Tochter des Königs von einem bösen Geist geholt werden. Als die Prinzessin noch gar nicht

auf der Welt war, hatte sie der König in seiner größten Not dem bösen Geiste verschrieben, damit er in einen Krieg gegen einen mächtigen Feind den Sieg erringe. Morgen war der Verfallstag, an dem der böse Geist sein Opfer holen sollte.

Als dies der General hörte, ging er zum König.

„Majestät,“ sprach er, „ich willes wagen, Eure Tochter zu erlösen.“

„Oh,“ antwortete der König, „dann sollt Ihr nicht nur meine Tochter zum Weibe, sondern Krone und Thron zum Lohn haben.“

Am anderen Tage vor elf Uhr in der Nacht begab sich der General mit seinen drei Tieren in den Schloßhof der Burg. Schlag elf Uhr erhob sich ein Brausen in der Luft, und der Sturm, der vor dem bösen Geist einherfuhr, machte das Schloß erbeben. Der General ergriff sein Schwert, doch hatte er es noch nicht erhoben, als der böse Geist von seinen Tieren schon zerrissen worden war.

Wer war jezt glücklicher als der König und seine Tochter! Gleich anderen Tages trat der alte König von der Regierung zurück. Der General wurde zum König ausgerufen und ihm die Prinzessin angetraut.

Sie waren schon übers Jahr verheiratet, da fragte einst die junge Königin ihren Mann, ob er denn keine Angehörigen habe.

Der König wurde traurig, als er an seine falsche Schwester dachte und wollte nicht antworten. Die Königin ließ aber nicht ab zu fragen, bis ihr der König von seiner Schwester erzählte.

Am nächsten Tage ließ die Königin eine prächtige Kutsche anspannen und schickte sie in den Ort, wo die Schwester des Königs eingemauert war. Sie sandte einen Kammerdiener mit, der sollte sie in die königliche Burg bringen.

Als sie ankam, wurde sie mit Herzlichkeit aufgenommen, und ihr Bruder, der gute König, verzieh ihr alles, was sie Böses an ihm getan hatte. Die Schwester zeigte sich auch liebevoll und dankbar, doch war ihre Seele voll Bitterkeit und Rachegeanken, weil ihr Bruder eine so harte Strafe über sie hatte ergehen lassen.

Nach einiger Zeit faßte der Kammerdiener, der sie abgeholt hatte, Liebe zur Schwester des Königs und begehrte sie zur Frau.

„Ja,“ sagte sie, „ich will Eure Frau werden, doch müßt Ihr zuvor meinen Bruder, den König, aus dem Leben schaffen. Lasset ein Bett anfertigen, das aber so aussieht wie das Bett des Königs. Statt des Unterbettes bringt im Bettgestell hundertzwanzig Messer an, die so scharf geschliffen sein müssen wie Rasiermesser. Darüber spannt dann ein Leintuch und vertauscht dieses Bett mit dem Bett des Königs.“

Der Kammerdiener, den das böse Weib ganz verblendet hatte, führte den mörderischen Plan aus. Als sich der König in das Bett legte, durchbohrten ihn die scharfen Messer, und er war augenblicklich tot. Der Kammerdiener aber trug den toten König in der Nacht fort und vergrub ihn an einem entlegenen Ort.

Niemand wußte, wohin der König geraten sei. Die arme Königin weinte sich die Augen wund und sandte ihr Militär in alle Teile des Reiches, um den König zu suchen. Den begrabenen König konnte aber freilich keiner der ausgesandten Boten finden.

Gefunden aber haben ihn seine treuen Tiere, der Bär, der Eisbär und der Löwe. Die gruben ihren toten Herrn aus und trugen ihn auf das Schloß, wo der Brunnen mit dem Wasser des Lebens floß. Sie nahmen Wasser davon und besprengten den König damit. Da schlug er die Augen auf und ward wieder lebendig.

Der arme König konnte aber seines Lebens nicht mehr froh werden. Daß es gerade seine Schwester war, die ihm zweimal nach dem Leben getrachtet hat, verbitterte ihn so arg, daß er von der Welt und den Menschen nichts mehr wissen wollte. Er verließ darum das Schloß nicht, sondern verlebte die Tage einsam und nur in Gesellschaft seiner braven Tiere, die ihn täglich mit Nahrung aus dem Walde versorgten.

Nach sieben Jahren erwachte endlich die Sehnsucht nach der Königin so stark in ihm, daß er ihr nicht widerstehen konnte und sich nach der Residenz aufmachte. Während dieser langen Zeit waren ihm der

Bart und die Haare so lang gewachsen, daß ihn niemand mehr erkannt hätte. Dazu nahm er sich noch ein altes, ärmliches Kleid und machte sich als Bettler verkleidet auf den Weg. Die Königin hatte aber bekanntgeben lassen, daß ein jeder Arme in ihrer Küche Speise und Trank bekommen könne. So begab sich denn der König vorerst in die Küche. Als er gerade sein Almosen verzehrte, kam auch die Königin dorthin und fragte ihn, was es denn in der weiten Welt Neues gebe.

„Frau Königin,“ sprach er, „ich wüßte Euch wohl eine große Neuigkeit zu erzählen, doch kann ich sie Euch nur unter vier Augen offenbaren.“

Die Königin hatte fast Angst davor, sich mit diesem Manne, der einen so verwilderten Bart trug und so lange Haare hatte, allein in ein Zimmer zu begeben, doch gab ihr die Neugierde Mut, und sie führte ihn in ihr Schlafgemach. Da fand der König alles noch wie vor sieben Jahren. Auch sein Bild hing noch an der Wand wie damals. Er sah wohl, daß ihn die Königin nicht vergessen hatte.

„Frau Königin,“ begann er, „die Neuigkeit, von der ich Euch berichten soll, betrifft Euch selbst. Es wird Euch ein Wunsch erfüllt werden, den Ihr schon seit sieben Jahren im Herzen tragt.“

„Oh,“ erwiderte die Königin freudig, „ich habe während sieben Jahren wohl viele Wünsche getan, doch einer geht mir über alles!“

„Frau Königin, sagt mir, welches ist wohl Euer tiefster Herzenswunsch?“ fragte der Verkleidete.

„Mein höchster Wunsch,“ antwortete die Königin, „ist der, daß der König, mein Mann, wiederkäme.“

Jetzt sah der verkleidete König, daß die Königin noch immer mit alter Liebe und Treue ihm zugetan war.

„Frau Königin,“ antwortete er darum, „ich sehe wohl, daß Ihr nicht das volle Zutrauen zu mir habt und es Euch graut vor meinem wilden Aussehen. Laßt, bevor ich weiterspreche, einen Barbier kommen, der mich menschenähnlich machen soll.“

Der Barbier kam und schnitt ihm die Haare zu und nahm ihm den Bart ab. Als der Barbier das Zimmer verlassen hatte, öffnete der König an seiner Brust das Hemd und wendete sich dann der Königin zu.

„Frau Königin,“ sprach er, „an dieser Narbe, die meine Brust ziert, magst du jetzt erkennen, daß sich dein Wunsch erfüllt hat. Komm an mein Herz, mein geliebtes, treues Weib!“

Der Königin flossen Freudentränen aus ihren Augen, als sie ihren Mann erkannte. Doch ihre größte Freude bestand darin, daß sie ihm das siebenjährige Söhnlein zeigen konnte, das ihr Gott geschenkt hatte und das ihr einziger Trost in ihrer Verlassenheit war. Der König hob sein Söhnlein zu sich empor und herzte und küßte es. Auf einmal wurde er ernst und fragte nach seiner Schwester.

„Oh,“ sprach die Königin, „die hat sich dein einstiger Kammerdiener zur Frau genommen, und ich habe ihn zu hohen Würden kommen lassen!“

„Lasse sie beide rufen!“ sprach der König.

Als die beiden kamen und den König erblickten, glaubten sie seinen Geist zu sehen, wurden kreidebleich und fielen in die Knie.

„Zum ersten Male“, sprach der König streng zu seiner Schwester, „trachtetest du mir schon im Walde nach dem Leben und zum zweiten Male ist es dir wirklich gelungen, mich zu töten. Und du“, sagte er zu ihrem Manne, „warst ihr Helfer. Für euch gibt es keine Gnade. Ihr müßt auf dieselbe Art sterben, wie ihr mich getötet habt. Dann könnt ihr euch auch auf dieselbe Weise wieder zum Leben erwecken lassen, wenn es in eurer Macht steht, wie es mit mir geschehen ist.“

Draußen auf der öden Heide, wo der Kammerdiener einst den König vergraben hatte, wurden die beiden eingescharrt.

Drei Tage nachher ließ der König vier Schimmel an seinen Wagen spannen, um seiner Frau das einsame Schloß und seinem Söhnlein seine braven Tiere zu zeigen, die ihm durch sieben Jahre so treue Dienste geleistet hatten.

Sie empfingen den König, die Königin und den kleinen Prinzen mit großer Freude. Darauf führten sie den König hinab in die Schatzkammer, die er noch nie gesehen hatte. Da waren ungeheure Schätze an Gold, Silber und edlen Steinen aufgehäuft. Das war jetzt alles Eigentum des Königs.

An der Wand der Schatzkammer hing in einer verrosteten Scheide ein fünfhundert Jahre altes Schwert. Das, sagten die Tiere, solle der König mit sich nehmen und sie zu ihren Höhlen begleiten, sie wollten von ihm jetzt auch ihren Lohn erhalten für all die Dienste, die sie ihm geleistet hätten.

Der König erfüllte seinen treuen Tieren diesen Wunsch. Doch als sie zur ersten Höhle, zur Höhle des Bären kamen, sprach der Bär: „Haue mir jetzt mit diesem alten geweihten Schwert meinen Kopf ab!“

Da war der König ganz bestürzt und sprach: „Wie kann ich das tun, da du mir soviel Wohltat erwiesen hast!“

„Wir sind in Tiere verwunschene Seelen,“ sprachen die Tiere, „und die Zeit unserer Erlösung ist endlich gekommen. Du aber bist das gute Werkzeug, das zu unserer Befreiung bestimmt ist.“

„Ja,“ sprach der König zum Bär, „wenn ich dir Gutes dadurch erweisen kann, so will ich es tun.“

„Mache drei Kreuze in den Erdboden mit deinem Schwert,“ sagte der Bär, „dann tue, um was ich dich bat.“

Der König ergriff das alte Schwert und zeichnete mit dessen Spitze drei Kreuze in den Boden. Der Bär legte sich ruhig auf die drei Kreuze und bot sein Haupt zum Streich.

„Hab Dank für deine Treue!“ sprach der König noch zum Bären, dann schwang er das Schwert und trennte auf einen Hieb den Kopf des Bären vom Rumpfe.

Im selben Augenblicke aber stürzte der Berg, in dem sich die Höhle des Bären befand, zusammen, und an der Stelle des Berges erhob sich ein prächtiges Schloß.

Nun kam er mit den beiden noch übrigen Tieren an die Höhle des Eisbären. Auch diesem mußte er auf die gleiche Weise den Kopf abhauen. Er tat es auch mit dem Rufe: „Hab Dank für deine Treue!“

Auch an der Stelle der Höhle des Eisbären erstand eine stolze Burg.

Zum Schlusse kam er mit dem Löwen an dessen Höhle.

Mit den Worten: „Hab Dank für deine Treue!“ schlug er auch dem Löwen den Kopf ab. Auch hier erhob sich aus der Erde ein großes Schloß. Die drei Schlösser gehörten nun auch dem Könige. Zum Andenken an die braven Tiere nannte er das erste Bärenberg, das zweite Eisbärenstein und das dritte Löwenburg.

Am liebsten wohnte der König auf dem Schlosse mit dem Brunnen des Lebens. Dort verlebte er mit seiner Frau und seinem Söhnlein noch viele Jahre in Glück und Freude, doch als er starb, hörte der Brunnen auf, das kostbare Wasser zu spenden.

Nachwort

Die Märchen, die in diesem Buche stehen, sind ebenso wie die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen deutsches Volksgut. Es ist aber ein wenig bekannter und beachteter Teil des deutschen Volkes, dem sie entstammen; sie kommen von einem Grenzland, aus dem Osten, und zwar von jenen Ansiedlungen deutscher Bauern, die sich seit uralter Zeit in das ungarische Land vorgeschoben und ein ansehnliches Stück Kulturarbeit geleistet haben. Ein größerer Teil dieses Gebietes, freilich ohne seine Hauptstadt Odenburg, ist jetzt als „Burgenland“ an Osterreich angegliedert und hat damit den Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland wiedergewonnen. Edelstes an deutscher Musik ist uns von dort gekommen; Joseph Haydn war ein Kind dieses Landes. Auch Franz Liszt war dort zu Hause. Das gewerbfleißige, tüchtige und fröhliche Völkchen ist der Aufmerksamkeit und Liebe der Bruderstämme wert, und es ist in letzter Zeit auch manches geschehen, es besser ins Blickfeld der Deutschen zu rücken. Es haben sich dort, auch durch eine gewisse Abgeschlossenheit, manche Überlieferungen an Sprache, Sitte und Volksglauben erhalten, und davon legt auch dieses Büchlein Zeugnis ab.

Zwei Männer sind es, denen wir die Aufzeichnung dieser Kindermärchen verdanken.

Der eine, J. R. Bünker, hat seinem Namen eben durch die Tätigkeit, die ihn zum Aufschreiben von Volksmärchen führte, nämlich durch seine volksthundlichen Forschungen, einen sehr guten Klang zu erwerben gewußt. Ohne zu wissenschaftlichem Beruf geradezu ausgebildet zu sein, hat er durch Liebe zur Sache und vorbildliche Gründlichkeit der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet, und gelehrte Ge-

sellschaften haben seine Tätigkeit nachdrücklich unterstützt. Er war, aus einer schweizerischen Familie stammend, in Kärnten geboren und wirkte als Lehrer in Odenburg. Seine Forschungen galten zunächst den alten Formen der Bauernhäuser und Dorflluren, nicht nur in den Alpenländern und in seiner neuen Heimat, in dem deutschen Westungarn, er dehnte sie auch auf benachbarte und nichtdeutsche Gebiete aus. Er hat ferner Volksschauspiele aus den österreichischen Alpen zum Druck gebracht und vor allem Volksdichtungen: Sagen und Märchen, Sprichwörter und Volkslieder bei den westungarischen Bauern gesammelt und veröffentlicht. Für die Kunde von diesem Volksstamm der „Heanzen“ — Heinze, Heinriche nämlich nannten sich die fränkischen Ansiedler nach ihrem Kaiser, der sie vor neunhundert Jahren nach dem Osten sandte — hat Bünker das Wesentliche und das Wertvollste geleistet. Die Gründung des Museums in Odenburg ist sein Werk. Seine Freunde und Weggenossen gedenken des schönen stillen ernstern Mannes mit großer Liebe. Er ist, wenig über fünfzig Jahre alt, im ersten Kriegsjahr gestorben. In seinem Nachlaß fand sich unter anderem auch die Sammlung von Kindermärchen, die er nach der mündlichen Erzählung aufgeschrieben hat und mit denen er nicht allein der Wissenschaft dienen wollte, sondern denen, die am meisten Freude an Märchen haben, den Kindern. Aus dieser Sammlung wählt das vorliegende Buch aus.

Der andere Mann nun, dem wir diese Märchen verdanken, ist durch das Bildnis in diesem Buch schon vorgestellt worden, und Bünker erzählt in den folgenden Blättern von ihm. Er nennt ihn den „alten Mann“, und er hätte ihn auch den „armen Mann“ nennen können. Und man kann sich schon Leute vorstellen, die, wenn sie nun Näheres hören über diesen armen alten Mann, finden, daß das doch ein recht unvornehmes Buch ist, das sie in der Hand halten; und daß sie sich nicht wenig herabließen, wenn sie sich von einem — Straßensehrer erzählen lassen. Möchten heute in Deutschland nicht viele mehr sein, die solche Gedanken haben! Gewiß, der Dienst des Straßense-

fehlers ist der geringsten einer. Aber wenn einer zu achten ist, der sich
sein Brot ehrlich verdient und nach seinen körperlichen Kräften und
nach der Lage, wohin ihn sein Schicksal gestellt hat, so ist der noch mehr
zu achten, der, wie einst der „arme Mann im Toggenburg“, dem
deutschen Volk etwas zu geben hat — und wie vielen angesehenen
und reichen Männern ist er damit überlegen! Ja, hier werden wir
von einem Straßenlehrer beschenkt, und es ist vom besten Schatz,
den unser Volk hat, vom dichtenden deutschen Gemüt, von dem er,
der unansehnliche Mann, keineswegs Geringfügiges zu spenden hat.
Indem er diese Geschichten, er wußte ein halbes Hundert, hervor-
holte und zu ihnen sein Gedächtnis sammelte, läßt er uns ahnen,
daß er einmal reich war, und zwar vom besten Reichtum hatte;
nämlich daß er eine gute Mutter, eine liebevolle Großmutter, eine
treue Magd in seiner Nähe hatte, die ihm in aufregenden geheimnis-
reichen Abendstunden erzählt haben mögen und ihren Märchenbesitz
vererbten. In wem aber so ein Besitz wohnt und sich ein Leben lang
treu und unverfälscht erhält, der ist kein gemeiner Mensch. Vielmehr
gemahnt der alte Mann in seinem ungarischen Rock, und sähe man es
nur an dem langen Bart, an einen Varden oder einen Propheten,
und etwas vom Osten, der dem Kameltreiber und dem Bettler
Majestät verleiht, ist auch um diese Gestalt mit dem sinnvollen echten
deutschen Namen Tobias Kern. Vom Osten, der die Substanz des
Lebens in ihrer Schwere leise aufzulockern weiß und darin Platz für
das Samenkorn seines Märchens findet, das dann gedeiht und stark
wird, wie der aus einem Pfefferkorn gekommene Riesentöter in
dem einen Märchen dieses Buches. Wir wissen von manchen Kindern
des deutschen Volkes, die uns das übermitteln haben, was wir unsere
Volksdichtung nennen; einzelne ganz bestimmte Träger der dichtenden
Volksseele scheinen uns gerade dazu mit Nam' und Art sichtbar zu
werden, damit wir uns die Fülle, die Vielen, die Namenlosen, die
dazu beitragen, ein wenig vorstellen können. Manche Sammler
solcher Dichtungen haben sie uns beschrieben, in denen es besonders

stark war, dieses Wissen und Verkünden. So hat uns noch unlängst Romuald Pramberger die armen Leute geschildert, die ihm steirische Märchen erzählt haben, Gestalten, die im Rosegger vorkommen könnten. So kennen wir den ursteten zerrütteten Scholi aus Solzburg, der zur Zeit unserer Klassiker im bayerischen Land volkstümliche Schauspiele und „Gsanga“ gedichtet hat, und wer, der es gesehen, vergißt das Bildnis der Märchenfrau, denen die Brüder Grimm so viele ihrer Geschichten abhorchten? Und ist es nicht das Höchste, was das edle gelehrte Brüderpaar erreichen konnte, daß sie Adel und Einfalt des Volkes in sich zu ziehen vermochten und sich dank solchem lauterem und klaren Stoff, den sie aus ihrer eigenen und der vergangenen Zeit sogen, zu Gestalten bilden konnten, an denen das Volk sich erkennt und zurüdnimmt, so daß sie durch die Jahrhunderte leben bleiben, beredten Antlitzes wie die vergeistigten Standbilder der Ahnen, Gründer und Stifter in Naumburg oder Bamberg.

Der Lehrer Bünker in Etenburg, der den „alten Mann“ zu sich lädt und Winter um Winter allsonntäglich seine Erzählungen nachschreibt, und der Straßenlehrer Tobias Kern, der solchen Schatz mit sich trug, einen goldenen Hort, und ihn in armseliger Hantierung blank und in echtem Märchenglanz erhielt: — wir müssen sie zu denen schreiben, die uns helfen, den richtigen Anblick unseres Volkes zu erhalten und von ihm das Richtige zu wissen. Wer also in den allgemein gültigen, dauernden Gesichtszügen zu forschen liebt, wie sie die Volksdichtung und gar die Märchen widerspiegeln, wer Freude an der Vielartigkeit und Vielgliedrigkeit des deutschen Volkes hat und sie als dessen Schönheit und besonderen Sinn erkennt, wird auch das an Schönheit zu finden und dankbar anzunehmen wissen, was aus den Zusammenkünften dieser beiden Männer, des gelehrten und des ungelehrten, des angesehenen und des nicht angesehenen, hervorgegangen ist. Was aber in Märchen steht — die Kinder erleben es am besten. Und drum mögen vor allem sie dieses Buch lesen.

Max Mell.

Im Volksvereins-Verlag erschien:

Der Spitzbub in der Jungmühle

und andere Märchen für kleine und große Leute. Von Gustav Halm. 8° 115 S. Gebunden ca. RM. 3.00

Eine Auslese von zwanzig der schönsten, zum Teil preisgekrönten Märchen des rheinischen Dichters, dessen unbekümmerte Fabulierlust an den klassischen Märchendichter unserer Jugend: H. Ch. Andersen, gemahnt. Die gleichen Vorzüge auch hier: lächelnde Wehmuth und ergötzlicher Wiß, dazu eine bezaubernde Erfindungsgabe, eine feine, immer fesselnde Schilderungslust.

Weiter empfehlen wir:

Märchen von der Mutter Gottes

Aus polnischen Volksfagen gesammelt von K. v. Kozyci. Mit Bildern von Balduin Aistermann. 3. Auflage. 13.—18. Tausend. 8° 115 S. Gebunden RM. 1.20

Die kleinen Geschichten gemahnen stark an manche unserer Volksmärchen. Es ist die liebenswürdige Atmosphäre kindlicher Gläubigkeit, Maria, die gute Fee, die belohnt, straft, zu irdischem Glück und himmlischer Seligkeit hilft. Großen und kleinen Märchenfreunden mag das Werkchen eine besinnliche Stunde füllen, aber auch dem volkstündlich Interessierten Fingerzeige geben. Frankfurter Zeitung

Für unsere Kleinen:

Andersens schönste Märchen in Scherenbildern

Mit 9 Scherenschnitten von Käthe Kne. Bilder und Texte auf Karton gedruckt. 62 S. Querformat 29×38 cm. In Halbleinen geb. RM. 4.50

Die großen Bilderbücher des Verlags, „Geschenkausgaben von Dauerwerk“ (Litterarischer Ratgeber) „zaubern das ganze selige Kinderparadies“ (Germania). Ihr Vorzug ist: „Vornehmes Gewand, groß und deutlich gedruckter Text auf festem, tadellosem Papier. Künstlerisch hochwertige Scherenbilder.“

Blätter für Anstaltspädagogik

Grimms schönste Märchen in Scherenbildern

Mit 8 Scherenschnitten von Käthe Kne. Bilder und Texte auf Karton gedruckt. 45 S. Querformat 29×38 cm. In Halbleinen geb. RM. 4.50

Köstliche Scherenschnitte, in denen die Anmut und Heiterkeit des Märchens noch einmal zum Klingen kommt! Die Wiedergabe der Schnitte im Druck, die ganze Ausstattung des Buches: Papier, Druck, Einband, untadelig! Eines der empfehlenswertesten Kinderbücher des Jahres. Litterarischer Ratgeber



